This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

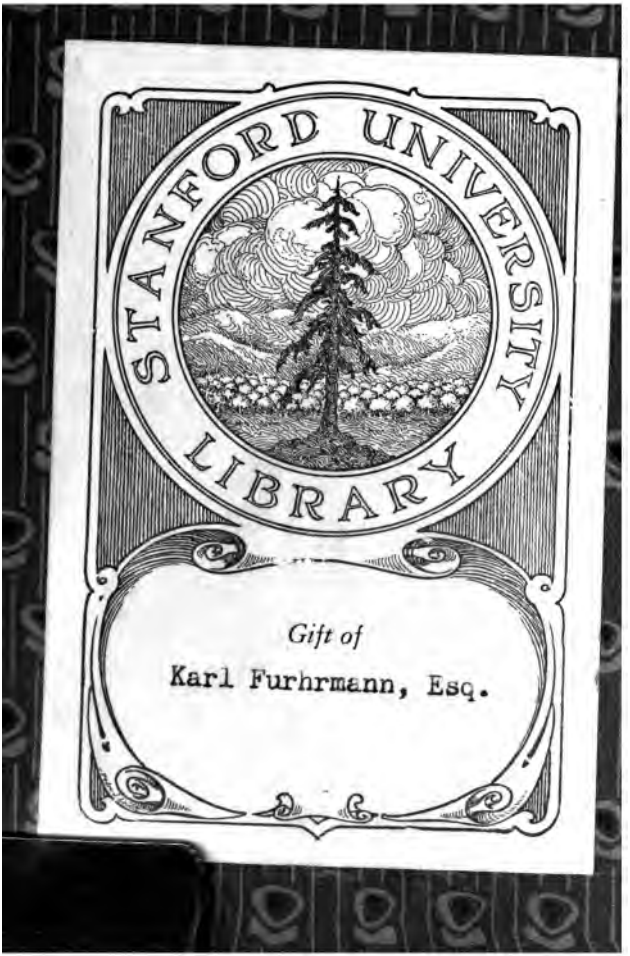
Stanford University Libraries
3 6105 025 685 418

# Schopenhauer-Brevier

von

H. Siegfried

193
S371s


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARY
Gift of
Karl Furhrmann, Esq.

# Schopenhauer-Brevier

Von

## H. Siegfried

STANFORD LIBRARIES

Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig
1902

193
S371s

662503

CARLSON LIBRARY

## Motto:

Zur Anleitung für ein selbständiges Beschreiten der Wege wahrer Hoffnung, kann nach dem Stande unserer jetzigen Bildung nichts Anderes empfohlen werden, als die Schopenhauer'sche Philosophie in jeder Beziehung zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Kultur zu machen; und an nichts anderem haben wir zu arbeiten, als auf jedem Gebiete des Lebens die Nothwendigkeit hiervon zur Geltung zu bringen. Dürfte dies gelingen, so wäre der wohlthätige, wahrhaft regeneratorische Erfolg davon gar nicht zu ermessen, da wir denn andererseits ersehen, zu welcher geistigen und sittlichen Unfähigkeit uns der Mangel einer richtigen, alles durchdringenden Grunderkenntniß vom Wesen der Welt erniedrigt hat.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wer sich von der Verwirrung des modernen Denkens, von der Lähmung des Intellektes unserer Zeit einen Begriff machen will, beachte nur die ungemeine Schwierigkeit, auf welche das richtige Verständniß der klarsten aller philosophischen Systeme, des Schopenhauer'schen, stößt. Wiederum muß uns dies aber sehr erklärlich werden, sobald

wir eben ersehen, daß mit dem vollkommenen Verständnisse dieser Philosophie eine so gründliche Umkehr unseres bisher gepflegten Urteils eintreten muß, wie sie ähnlich nur dem Heiden durch die Annahme des Christenthums zugemuthet war.

Dennoch bleibt es bis zum Erschrecken verwunderlich, die Ergebnisse einer Philosophie, welche sich auf eine vollkommenste Ethik stützt, als hoffnungslos empfunden zu sehen; woraus denn hervorgeht, daß wir hoffnungsvoll sein wollen, ohne uns einer wahren Sittlichkeit bewußt sein zu müssen.

Richard Wagner.

# Die Welt als Wille und Vorſtellung.

## Der Welt als Vorstellung erste Betrachtung.

1. Die Weden und Puranas wissen für die ganze Erkenntniß der wirklichen Welt, welche sie das Gewebe der Maja nennen, keinen besseren Vergleich und brauchen keinen häufiger, als den Traum. Platon sagt öfter, daß die Menschen nur im Traume leben, der Philosoph allein sich zu wachen bestrebe. (Erstes Buch.)

---

2. Das Leben und die Träume sind Blätter eines und des nämlichen Buches. Das Lesen im Zusammenhang heißt wirkliches Leben. Wann aber die jedesmalige Lesestunde (der Tag) zu Ende und die Erholungszeit gekommen ist, so blättern wir oft noch müßig und schlagen, ohne Ordnung und

Zusammenhang, bald hier, bald dort ein Blatt auf: oft ist es ein schon gelesenes, oft ein noch unbekanntes, aber immer aus demselben Buch.

(Erstes Buch.)

---

3. Jeder Irrthum trägt ein Gift in seinem Innern. Ist es der Geist, ist es die Erkenntniß, welche den Menschen zum Herrn der Erde macht; so gibt es keine unschädliche Irrthümer, noch weniger ehrwürdige, heilige Irrthümer; und zum Trost derer, welche dem edlen und so schweren Kampf gegen den Irrthum in irgend einer Art und Angelegenheit Kraft und Leben widmen, kann ich mich nicht entbrechen, hier hinzuzusetzen, daß zwar so lange, als die Wahrheit noch nicht dasteht, der Irrthum sein Spiel treiben kann, wie Eulen und Fledermäuse in der Nacht: aber eher mag man erwarten, daß Eulen und Fledermäuse die Sonne zurück in den Osten scheuchen werden, als daß die erkannte und deutlich und vollständig ausgesprochene Wahrheit wieder verdrängt

werde, damit der alte Irrthum seinen breiten Platz nochmals ungestört einnehme. Das ist die Kraft der Wahrheit, deren Sieg schwer und mühsam, aber dafür, wenn einmal errungen, ihr nicht mehr zu entreißen ist. (Erstes Buch.)

---

4. Die Dogmen beschäftigen die müßige Vernunft: das Handeln geht zuletzt unabhängig von ihnen seinen Gang, meistens nicht nach abstrakten, sondern nach unausgesprochenen Maximen, deren Ausdruck eben der ganze Mensch selbst ist.

(Erstes Buch.)

---

5. Anschauung, theils reine a priori, wie sie die Mathematik, theils empirische a posteriori, wie sie alle anderen Wissenschaften begründet, ist die Quelle aller Wahrheit und die Grundlage aller Wissenschaft. Nicht die bewiesenen Urtheile, noch ihre Beweise; sondern jene aus der Anschauung unmittelbar geschöpften und auf sie, statt alles

Beweises, gegründeten Urtheile sind in der Wissenschaft das, was die Sonne im Weltgebäude: denn von ihnen geht alles Licht aus, von welchem erleuchtet die anderen wieder leuchten.

(Erstes Buch.)

---

## Ergänzungen zum ersten Buch.

6. Eigentliche Bildung, bei welcher Erkenntniß und Urtheil Hand in Hand gehen, kann nur Wenigen zugewandt werden, und noch Wenigere sind fähig sie aufzunehmen. Für den großen Haufen tritt überall an ihre Stelle eine Art Abrichtung: sie wird bewerkstelligt durch Beispiel, Gewohnheit und sehr frühzeitiges, festes Einprägen gewisser Begriffe, ehe irgend Erfahrung, Verstand und Urtheilskraft da wären, das Werk zu stören.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 6.)

---

7. Anschauen, die Dinge selbst zu uns reden lassen, neue Verhältnisse derselben auffassen, dann

aber dies Alles in Begriffe absetzen und niederlegen, um es sicher zu besitzen: das gibt neue Erkenntnisse. Allein, während Begriffe mit Begriffen zu vergleichen, so ziemlich Jeder die Fähigkeit hat, ist Begriff mit Anschauungen zu vergleichen eine Gabe der Auserwählten.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 7.)

---

8. Wenn Anschauungen mittheilbar wären, da gäbe es eine der Mühe lohnende Mittheilung: so aber muß am Ende Jeder in seiner Haut bleiben und in seiner Hirnschale, und Keiner kann dem Anderen helfen. Den Begriff aus der Anschauung zu bereichern, sind Poesie und Philosophie unablässig bemüht.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 7.)

---

9. Die eigentliche Weisheit ist etwas Intuitives, nicht etwas Abstraktes. Sie besteht nicht in

Sätzen und Gedanken, die Einer als Resultate fremder oder eigener Forschung im Kopfe fertig herumtrüge: sondern sie ist die ganze Art, wie sich die Welt in seinem Kopfe darstellt. Diese ist so höchst verschieden, daß dadurch der Weise in keiner anderen Welt lebt, als der Thor, und das Genie eine andere Welt sieht, als der Stumpfkopf.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 7.)

---

10. Die Anschauung ist nicht nur die Quelle aller Erkenntniß, sondern sie selbst ist die Erkenntniß, ist allein die unbedingt wahre, die echte, die ihres Namens vollkommen würdige Erkenntniß: denn sie allein ertheilt eigentliche Einsicht, sie allein wird vom Menschen wirklich assimilirt, geht in sein Wesen über und kann mit vollem Grund sein heißen; während die Begriffe ihm bloß ankleben.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 7.)

---

11. Es ist gefährlich, früher über einen Gegenstand zu lesen, als man selbst darüber nachgedacht hat.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 7.)

---

12. Unser denkendes Bewußtsein gleicht einer Laterna magica, in deren Fokus nur Ein Bild zur Zeit erscheinen kann und jedes, auch wenn es das Edelste darstellt, doch bald verschwinden muß, um den Heterogensten, ja Gemeinsten Platz zu machen. — —

In Folge des unvermeidlich Zerstreuten und Fragmentarischen alles unsers Denkens, und des dadurch herbeigeführten Gemisches der heterogensten Vorstellungen, welches auch dem edelsten menschlichen Geiste anhängt, haben wir eigentlich nur eine halbe Besinnung und tappen mit dieser im Labyrinth unsers Lebenswandels und im Dunkel unserer Forschungen umher: helle

Augenblicke erleuchten dabei wie Blitze unsere Weg.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 15)

---

13. In Hinsicht auf den Intellekt ist die Natur höchst aristokratisch. Die Unterschiede, die sie hier eingesetzt hat, sind größer als die, welche Geburt, Rang, Reichthum, oder Kastenunterschied in irgend einem Lande feststellen: aber wie in anderen Aristokratien, so auch in der ihrigen kommen viele tausend Plebejer auf einen Edeln, viele Millionen auf einen Fürsten, und ist der große Haufe bloßer Pöbel, mob, rabble, la canaille.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 15.)

---

14. Große Unterschiede im Grade und dabei in der Ausbildung des Verstandes öffnen zwischen Mensch und Mensch eine weite Kluft, über welche nur die Herzensgüte setzen kann, als welche im

Gegentheil das unificirende Prinzip ist, welches jeden Andern mit dem eigenen Selbst identificirt. Jedoch bleibt die Verbindung eine moralische: sie kann keine intellektuelle werden.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 15.)

---

15. Was der Außenwelt und sichtbaren Realität ihre große Gewalt über das Gemüth ertheilt, ist die Nähe und Unmittelbarkeit derselben; — so kann bisweilen selbst ein starker Geist durch geringfügige Begebenheiten und Menschen, wenn sie nur in großer Nähe auf ihn einwirken, aus der Fassung gebracht und perturbirt werden, und den überlegtesten Entschluß kann ein unbedeutendes, aber unmittelbar gegenwärtiges Gegenmotiv in momentanes Wanken versetzen.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 16.)

---

16. Die Kraft, vermöge welcher das Christenthum zunächst das Judenthum und dann das

Griechische und Römische Heidenthum überwinden konnte, liegt ganz allein in seinem Pessimismus, in dem Eingeständniß, daß unser Zustand ein höchst elender, und zugleich sündlicher ist, während Judenthum und Heidenthum optimistisch waren. Jene von Jedem tief und schmerzlich gefühlte Wahrheit schlug durch und hatte das Bedürfniß der Erlösung in ihrem Gefolge.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 17.)

---

17. Die Qualität jedes unorganischen Körpers ist eben so geheimnißvoll, wie das Leben im Lebendigen: auf gleiche Weise stößt daher überall die physische Erklärung auf ein Metaphysisches, durch welches sie vernichtet wird, d. h. aufhört Erklärung zu sein.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 17.)

---

18. Man kann als das nothwendige Credo aller Gerechten und Guten dieses aufstellen: „ich glaube an eine Metaphysik.“

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 17.)

---

19. Die letzten Grundgeheimnisse trägt der Mensch in seinem Innern, und dieses ist ihm am unmittelbarsten zugänglich; daher er nur hier den Schlüssel zum Räthsel der Welt zu finden und das Wesen aller Dinge an einem Faden zu erfassen hoffen darf.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 17.)

---

20. Die Entzifferung der Welt muß sich aus sich selbst vollkommen bewähren. Sie muß ein gleichmäßiges Licht über alle Erscheinungen der Welt verbreiten und auch die heterogensten in Uebereinstimmung bringen, sodaß auch zwischen den kontrastirendsten der Widerspruch gelöst wird.

Diese Bewährung aus sich selbst ist das Kennzeichen ihrer Aechtheit.

(Die Lehre von der abstrakten Vorstellung, oder dem Denken. Kapitel 17.)

---

## Der Welt als Wille erste Betrachtung.

21. Wir müssen den Schlüssel zum Verständniß des Wesens an sich der Dinge, welchen uns die unmittelbare Erkenntniß unseres eigenen Wesens allein geben konnte, auch an die Erscheinungen der unorganischen Welt legen, die von allen im weitesten Abstande von uns stehen. — Wenn wir sie nun mit forschendem Blick betrachten, wenn wir den gewaltigen, unaufhaltsamen Drang sehen, mit dem die Gewässer der Tiefe zueilen, die Beharrlichkeit, mit welcher der Magnet sich immer wieder zum Nordpol wendet, die Sehnsucht, mit der das Eisen zu ihm fliegt, die Heftigkeit, mit welcher die Pole der Elektricität zur Wiedervereinigung streben, und welche, gerade wie die der menschlichen Wünsche, durch Hindernisse ge-

steigert wird; wenn wir den Krystall schnell und plötzlich anschießen sehen, mit so viel Regelmäßigkeit der Bildung, — wenn wir die Auswahl bemerken, mit der die Körper, durch den Zustand der Flüssigkeit in Freiheit gesetzt und den Banden der Starrheit entzogen, sich suchen und fliehen, vereinigen und trennen; wenn wir endlich ganz unmittelbar fühlen, wie eine Last, deren Streben zur Erdmasse unser Leib hemmt, auf diesen unablässig drückt und drängt, ihre einzige Bestrebung verfolgend; — so wird es uns keine große Anstrengung der Einbildungskraft kosten, selbst aus so großer Entfernung unser eigenes Wesen wiederzuerkennen, jenes Nämliche, das in uns beim Lichte der Erkenntniß seine Zwecke verfolgt, hier aber, in den schwächsten seiner Erscheinungen, nur blind, dumpf, einseitig und unveränderlich strebt, jedoch, weil es überall Eines und das Selbe ist, — so gut wie die erste Morgendämmerung mit den Strahlen des vollen Mittags den Namen des Sonnenlichts theilt, — auch hier wie dort den

Namen Wille führen muß, welcher Das bezeichn
was das Sein an sich jedes Dinges in der W
und der alleinige Kern jeder Erscheinung ist.

(Zweites Buch.

---

22. In jedem Ding in der Natur ist etw
davon kein Grund je angegeben werden kan
keine Erklärung möglich, keine Ursache weiter
suchen ist: es ist die specifische Art seines Wirke
d. h. eben die Art seines Daseins, sein Wes
Zwar von jeder einzelnen Wirkung des Dinges
eine Ursache nachzuweisen, aus welcher folgt, d
es gerade jetzt, gerade hier wirken mußte: ab
davon, daß es überhaupt und gerade so wirkt, n

(Zweites Buch.

---

23. Kein Sieg ohne Kampf: indem die höh
Idee, oder Willensobjektivation, nur durch Ueb
wältigung der niedrigeren hervortreten kann,
leidet sie den Widerstand dieser, welche, we
gleich zur Dienstbarkeit gebracht, doch immer n
streben, zur unabhängigen und vollständig

Aeußerung ihres Wesens zu gelangen. — — — Man kann auch sagen, daß jeder Organismus, die Idee, deren Abbild er ist, nur darstellt nach Abzug des Theiles seiner Kraft, welche verwendet wird auf Ueberwältigung der niedrigeren Ideen, die ihm die Materie streitig machen.

(Zweites Buch.)

---

24. Die Idee des Menschen durfte, um in der gehörigen Bedeutung zu erscheinen, nicht allein und abgerissen sich darstellen, sondern mußte begleitet sein von der Stufenfolge abwärts durch alle Gestaltungen der Thiere, durch das Pflanzenreich, bis zum Unorganischen: sie alle erst ergänzen sich zur vollständigen Objektivation des Willens; sie werden von der Idee des Menschen so vorausgesetzt, wie die Blüthen des Baumes Blätter, Aeste, Stamm und Wurzel voraussetzen: sie bilden eine Pyramide, deren Spitze der Mensch ist.

(Zweites Buch.)

---

25. Die Unschuld der Pflanze beruht auf ihrer Erkenntnißlosigkeit: nicht im Wollen, sondern im Wollen mit Erkenntniß liegt die Schuld.

(Zweites Buch)

---

26. Der Charakter jedes einzelnen Menschen kann, sofern er durchaus individuell und nicht ganz in dem der Species begriffen ist, als eine besondere Idee, entsprechend einem eigenthümlichen Objektivationsakt des Willens angesehen werden. Dieser Akt selbst wäre dann sein intelligibler Charakter, sein empirischer aber die Erscheinung desselben. Der empirische Charakter ist ganz und gar durch den intelligiblen bestimmt. Er muß in einem Lebenslauf das Abbild des intelligiblen liefern, und kann nicht anders ausfallen, als das Wesen dieses es erfordert. — — —

Es ist unwesentlich, ob man um Nüsse oder Kronen spielt; ob man aber beim Spiel betrügt, oder ehrlich zu Werk geht, das ist das Wesent-

liche: dieses wird durch den intelligiblen Charakter, jenes durch äußeren Einfluß bestimmt.

(Zweites Buch.)

---

## Ergänzungen zum zweiten Buch.

27. Der Wille ist metaphysisch, der Intellekt physisch; — der Intellekt ist, wie seine Objekte, bloße Erscheinung; Ding an sich ist allein der Wille. — Der Wille ist die Materie, der Intellekt die Form: — der Wille ist die Wärme, der Intellekt das Licht. (Kapitel 19.)

---

28. Was für ein unbändiges Roß, Zügel und Gebiß ist, das ist für den Willen im Menschen der Intellekt: an diesem Zügel muß er gelenkt werden, mittelst Belehrung, Ermahnung, Bildung u. s. w.; da er an sich selbst ein so wilder, ungestümer Drang ist, wie die Kraft, die im herabstürzenden Wasserfall erscheint, — ja, wir wissen, im tiefsten Grunde identisch mit dieser. Im höchsten Zorn,

im Rausch, in der Verzweiflung, hat er das Gebiß zwischen die Zähne genommen, ist durchgegangen und folgt seiner ursprünglichen Natur. (Kapitel 19.)

---

29. Das Unmoralische im Willen als eine Unvollkommenheit desselben anzusehen, wäre ein grundfalscher Gesichtspunkt: vielmehr hat die Moralität eine Quelle, welche eigentlich schon über die Natur hinausliegt, daher sie mit den Aussagen derselben in Widerspruch steht. (Kapitel 19.)

---

30. Liebe und Haß verfälschen unser Urtheil gänzlich: an unsern Feinden sehen wir nichts, als Fehler, an unsern Lieblingen lauter Vorzüge, und selbst ihre Fehler scheinen uns liebenswürdig. — So wird denn täglich unser Intellekt durch die Gaukeleien der Neigung bethört und bestochen. (Kapitel 19.)

---

31. Die vollkommenste Erkenntniß, also die rein objektive, d. h. die geniale Auffassung der Welt,

ist bedingt durch ein so tiefes Schweigen des Willens, daß, solange sie anhält, sogar die Individualität aus dem Bewußtsein verschwindet und der Mensch als reines Subjekt des Erkennens, welches das Korrelat der Idee ist, übrig bleibt. (Kapitel 19.)

---

32. Ein stark wirkendes Motiv, wie der sehnsüchtige Wunsch, die dringende Noth, steigert bisweilen den Intellekt zu einem Grade, dessen wir ihn vorher nie fähig geglaubt hatten. Schwierige Umstände, welche uns die Nothwendigkeit gewisser Leistungen auflegen, entwickeln ganz neue Talente in uns, deren Keime uns verborgen geblieben waren und zu denen wir uns keine Fähigkeit zutrauten. (Kapitel 19.)

---

33. Daß die größte Trefflichkeit des Kopfes mit einer gleichen des Charakters nicht leicht im Verein gefunden wird, erklärt sich genugsam aus der unaussprechlich großen Seltenheit Beider;

während ihre Gegentheile durchgängig an der Tagesordnung sind. ((Kapitel 19.)

---

34. Glänzende Eigenschaften des Geistes erwerben Bewunderung, aber nicht Zuneigung: diese bleibt den moralischen, den Eigenschaften des Charakters, vorbehalten. Zu seinem Freunde wird wohl Jeder lieber den Redlichen, den Gutmüthigen, ja selbst den Gefälligen, Nachgiebigen und leicht Beistimmenden wählen, als den bloß Geistreichen. — Nur wer selbst viel Geist hat, wird den Geistreichen zu seiner Gesellschaft wünschen; seine Freundschaft hingegen wird sich nach den moralischen Eigenschaften richten: denn auf diesen beruht seine eigentliche Hochschätzung eines Menschen, in welcher ein einziger guter Charakterzug große Mängel des Verstandes bedeckt und auslischt. Die erkannte Güte eines Charakters macht uns geduldig und nachgiebig gegen Schwächen des Verstandes, wie auch gegen die Stumpfheit und das kindische Wesen des Alters. (Kapitel 19.)

---

35. Ein entschieden edler Charakter, bei gänzlichem Mangel intellektueller Vorzüge und Bildung, steht da, wie Einer, dem nichts abgeht; hingegen wird der größte Geist, wenn mit starken moralischen Fehlern behaftet, noch immer tadelhaft erscheinen. — Denn wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blaß und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie, und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verdunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie den Mangel jener Eigenschaften so sehr ersetzen, daß man solche vermißt zu haben, sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund gethan, gleichsam verklärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. ——— (Kapitel 19.)

36. Die Güte des Herzens ist eine transscendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinaus-

reichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder anderen Vollkommenheit inkommensurabel. Wo sie in hohem Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, sodaß jetzt Alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt; da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identificirt. Alsdann verleiht sie auch gegen Andere jene gränzenlose Nachsicht, die sonst Jeder nur sich selbst widerfahren läßt. Ein solcher Mensch ist nicht fähig, sich zu erzürnen: sogar wenn etwa seine eigenen intellektuellen oder körperlichen Fehler den boshaften Spott und Hohn Anderer hervorgerufen haben, wirft er, in seinem Herzen, nur sich selber vor, zu solchen Äußerungen der Anlaß gewesen zu sein, und fährt daher, ohne sich Zwang anzuthun, fort, Jene auf das liebreichste zu behandeln, zuversichtlich hoffend, daß sie von ihrem Irrthum hinsichtlich seiner zurückkommen und auch in ihm sich selber wiedererkennen werden. — Was ist dagegen Witz und Genie?

(Kapitel 19.)

37. Betrachten wir, wie die größten und schönsten Geister, oft wann sie kaum den Gipfel ihrer Leistungsfähigkeit erreicht haben, imgleichen große Gelehrte, wann sie eben erst zu einer gründlichen Einsicht ihrer Wissenschaft gelangt sind, vom Tode hinweggerafft werden; so bestätigt uns auch Dieses, daß der Sinn und Zweck des Lebens kein intellektualer, sondern ein moralischer ist.

(Kapitel 19.)

---

38. Im Herzen steckt der Mensch, nicht im Kopf.

(Kapitel 19.)

---

39. Natur bedeutet das ohne Vermittlung des Intellekts Wirkende, Treibende, Schaffende.

(Kapitel 21.)

---

40. Die Heftigkeit des Willens hält mit der Erhöhung der Intelligenz gleichen Schritt, eben weil dieß eigentlich immer aus den gesteigerten Bedürfnissen und dringenden Forderungen des Willens

entspringt: zudem aber unterstützen beide sich wechselseitig. (Kapitel 22.)

41. Je höher gesteigert das Bewußtsein ist, desto deutlicher und zusammenhängender die Gedanken, desto klärer die Anschauungen, desto inniger die Empfindungen. Dadurch gewinnt Alles mehr Tiefe: die Rührung, die Wehmuth, die Freude und der Schmerz. Die gewöhnlichen Flachköpfe sind nicht ein Mal rechter Freude fähig: sie leben in Dumpfheit dahin. (Kapitel 22.)

42. Jedes Wesen, ohne Ausnahme, wirkt mit strenger Nothwendigkeit, dasselbe aber existirt und ist was es ist, vermöge seiner Freiheit. — — Um die Freiheit vor dem Schicksal oder dem Zufall zu bergen, mußte sie aus der Aktion in die Existenz versetzt werden. (Kapitel 25.)

43. Die hier nachgewiesene Einheit des Zufälligen mit dem Absichtlichen, des Nothwendigen

mit dem Freien, vermöge deren die blindesten, aber auf allgemeinen Naturgesetzen beruhenden Zufälle gleichsam die Tasten sind auf denen der Weltgeist seine sinnvollen Melodien abspielt, ist ein Abgrund der Betrachtung, in welchen auch die Philosophie kein volles Licht, sondern nur einen Schimmer werfen kann. (Kapitel 28.)

---

44. Das Leben stellt sich keineswegs dar als ein Geschenk zum Genießen, sondern als eine Aufgabe, ein Pensum zum Abarbeiten, und dem entsprechend sehen wir, im Großen wie im Kleinen, allgemeine Noth, rastloses Mühen, beständiges Drängen, endlosen Kampf, erzwungene Thätigkeit, mit äußerster Anstrengung aller Leibes- und Geisteskräfte. (Kapitel 28.)

---

## Der Welt als Vorstellung zweite Betrachtung.

45. Die Zeit ist bloß die vertheilte und zerstückelte Ansicht, welche ein individuelles Wesen

von den Ideen hat, die außer der Zeit, mithin ewig sind: daher sagt Platon, die Zeit sei das bewegte Bild der Ewigkeit. (Drittes Buch.)

---

46. Wer sich in die Anschauung der Natur so weit vertieft und verloren hat, daß er nur noch als rein erkennendes Subjekt da ist, wird eben dadurch unmittelbar inne, daß er als solches die Bedingung, also der Träger, der Welt und alles objektiven Daseins ist, da dieses nunmehr als von dem seinigen abhängig sich darstellt. Er zieht also die Natur in sich hinein, so daß er sie nur noch als ein Accidenz seines Wesens empfindet. (Drittes Buch.)

---

47. Die Geschichte des Menschengeschlechts, das Gedränge der Begebenheiten, der Wechsel der Zeiten, die vielgestalteten Formen des menschlichen Lebens in verschiedenen Ländern und Jahrhunderten, dieses Alles ist nur die zufällige Form der Erscheinung der Idee, gehört nicht dieser selbst,

in der allein die adäquate Objektität des Willens liegt, sondern nur der Erscheinung an, die in die Erkenntniß des Individuums fällt, und ist der Idee selbst so fremd, unwesentlich und gleichgültig, wie den Wolken die Figuren, die sie darstellen, dem Bach die Gestalt seiner Strudel und Schaumgebilde, dem Eise seine Bäume und Blumen.

(Drittes Buch.)

---

48. Die Quelle, aus der die Individuen und ihre Kräfte fließen, ist unerschöpflich und unendlich wie Zeit und Raum: denn jene sind, eben wie diese Formen aller Erscheinung, doch auch nur Erscheinung Sichtbarkeit des Willens. Jene unendliche Quelle kann kein endliches Maaß erschöpfen: daher steht jeder im Keime erstickten Begebenheit, oder Werk, zur Wiederkehr noch immer die unverminderte Unendlichkeit offen. In dieser Welt der Erscheinung ist so wenig wahrer Verlust, als wahrer Gewinn möglich. Der Wille allein ist: er, das Ding an sich, er, die Quelle

aller jener Erscheinungen. Seine Selbsterkenntniß und darauf sich entscheidende Bejahung oder Verneinung ist die einzige Begebenheit an sich.

(Drittes Buch.)

---

49. Welche Erkenntnißart betrachtet nun das außer und unabhängig von aller Relation bestehende, allein eigentlich Wesentliche der Welt, den wahren Gehalt ihrer Erscheinungen, das keinem Wechsel unterworfene und daher für alle Zeit mit gleicher Wahrheit Erkannte, mit einem Wort, die Ideen, welche die unmittelbare und adäquate Objektität des Dinges an sich, des Willens sind? — Es ist die Kunst, das Werk des Genius. Sie wiederholt die durch reine Kontemplation aufgefaßten ewigen Ideen, das Wesenliche und Bleibende aller Erscheinungen der Welt, und je nachdem der Stoff ist, in welchem sie wiederholt, ist sie bildende Kunst, Poesie oder Musik. Ihr einziger Ursprung ist die Erkenntniß der Ideen; ihr einziges Ziel Mittheilung dieser Erkenntniß.

(Drittes Buch.)

---

50. Der Genius bedarf der Phantasie, um in den Dingen nicht Das zu sehen, was die Natur wirklich gebildet hat, sondern was sie zu bilden sich bemühte, aber, wegen des Kampfes ihrer Formen unter einander, nicht zu Stande brachte. (Drittes Buch.)

---

51. Der Geniale, dessen Erkenntnißkraft, durch ihr Uebergewicht, sich dem Dienste seines Willens, auf einen Theil seiner Zeit, entzieht, verweilt bei der Betrachtung des Lebens selbst, strebt die Idee jedes Dinges zu erfassen, nicht dessen Relationen zu anderen Dingen: darüber vernachlässigt er häufig die Betrachtung seines eigenen Weges im Leben, und geht solchen daher meistens ungeschickt genug. (Drittes Buch.)

---

52. Wir Alle suchen oft ein peinigendes Andenken, das uns plötzlich einfällt, wie mechanisch, durch irgend eine laute Aeußerung oder Bewegung,

zu verscheuchen, um uns selbst davon abzulenken und mit Gewalt zu zerstreuen. (Drittes Buch.)

---

53. Der Künstler läßt uns durch seine Augen in die Welt blicken. Daß er diese Augen hat, daß er das Wesentliche, außer allen Relationen liegende der Dinge erkennt, ist eben die Gabe des Genius, das Angeborene; daß er aber im Stande ist, auch uns diese Gabe zu leihen, uns seine Augen aufzusetzen: dies ist das Erworbene, das Technische der Kunst. (Drittes Buch.)

---

54. Alles Wollen entspringt aus Bedürfniß, also aus Mangel, also aus Leiden. — Darum, solange unser Bewußtsein von unserem Willen erfüllt ist, solange wir dem Drange der Wünsche, mit seinem steten Hoffen und Fürchten, hingegeben sind, solange wir Subject des Wollens sind, wird uns nimmermehr dauerndes Glück, noch Ruhe. Ob wir jagen, oder fliehen, Unheil fürchten, oder nach

Genuß streben, ist im Wesentlichen einerlei: die Sorge für den stets fordernden Willen, gleichviel in welcher Gestalt, erfüllt und bewegt fortwährend das Bewußtsein; ohne Ruhe aber ist durchaus kein wahres Wohlsein möglich.

(Drittes Buch.)

---

55. In dem Augenblicke, wo wir, vom Wollen losgerissen, uns dem reinen willenlosen Erkennen hingegeben haben, sind wir gleichsam in eine andere Welt getreten, wo Alles, was unsern Willen bewegt und dadurch uns so heftig erschüttert, nicht mehr ist. Jenes Freiwerden der Erkenntniß hebt uns aus dem Allen eben so sehr und ganz heraus, wie der Schlaf und der Traum: Glück und Unglück sind verschwunden: wir sind nicht mehr das Individuum, es ist vergessen, sondern nur noch reines Subjekt der Erkenntniß: wir sind nur noch da als das eine Weltauge, was aus allen erkennenden Wesen blickt, im Menschen allein aber völlig frei vom Dienste des

Willens werden kann, wodurch aller Unterschied der Individualität so gänzlich verschwindet, daß es alsdann einerlei ist, ob das schauende Auge einem mächtigen König, oder einem gepeinigten Bettler angehört. Denn weder Glück noch Jammer wird über jene Gränze mit hinüber genommen. So nahe liegt uns beständig ein Gebiet, auf welchem wir allem unserm Jammer gänzlich entronnen sind; aber wer hat die Kraft, sich lange darauf zu erhalten? Sobald irgend eine Beziehung eben jener also rein angeschauten Objekte zu unserm Willen, zu unserer Person, wieder ins Bewußtsein tritt, hat der Zauber ein Ende: wir fallen zurück in die Erkenntniß, welche der Satz vom Grunde beherrscht, erkennen nun nicht mehr die Idee, sondern das einzelne Ding, das Glied einer Kette, zu der auch wir gehören, und wir sind allem unserm Jammer wieder hingegeben. — Die meisten Menschen stehen, weil ihnen Objektivität, d. i. Genialität, gänzlich abgeht, fast immer auf diesem Standpunkt.

56. Es hat jedes Ding seine eigenthümliche Schönheit: nicht nur jedes Organische und in der Einheit einer Individualität sich darstellende; sondern auch jedes Unorganische, Formlose, ja jedes Artefakt. Denn alle diese offenbaren die Ideen, durch welche der Wille sich auf den untersten Stufen objektivirt, geben gleichsam die tiefsten, verhallenden Baßtöne der Natur an.

(Drittes Buch.)

---

57. Hier ist der Gipfel aller Kunst, welche, nachdem sie den Willen, in seiner adäquaten Objektität, den Ideen, durch alle Stufen verfolgt hat, von den niedrigsten, wo ihn Ursachen, dann wo ihn Reize und endlich wo ihn Motive so mannigfach bewegen und sein Wesen entfalten, nunmehr endigt mit der Darstellung seiner freien Selbstaufhebung durch das eine große Quintiv, welches ihm aufgeht aus der vollkommensten Erkenntniß seines eigenen Wesens. (Drittes Buch.)

---

58. Der Begriff ist, so nützlich er für das Leben, und so brauchbar, nothwendig und ergibig er für die Wissenschaft ist, für die Kunst ewig unfruchtbar. Hingegen ist die aufgefaßte Idee die wahre und einzige Quelle jedes ächten Kunstwerkes. In ihrer kräftigen Ursprünglichkeit wird sie nur aus dem Leben selbst, aus der Natur, aus der Welt geschöpft, und auch nur von dem ächten Genius, oder von dem für den Augenblick bis zur Genialität Begeisterten. Nur aus solcher unmittelbaren Empfängniß entstehen ächte Werke, die unsterbliches Leben in sich tragen. (Drittes Buch.)

---

59. Offenbarung derjenigen Idee, welche die höchste Stufe der Objektität des Willens ist, Darstellung des Menschen in der zusammenhängenden Reihe seiner Bestrebungen und Handlungen ist der große Vorwurf der Poesie. (Drittes Buch.)

---

60. Unumgänglich ist die eigene Erfahrung Bedingung zum Verständniß der Dichtkunst, wie der

Geschichte: denn sie ist gleichsam das Wörterbuch der Sprache, welche beide reden. (Drittes Buch.)

---

61. Wer die Menschheit ihrem innern, in allen Erscheinungen und Entwickelungen identischen Wesen, ihrer Idee nach, erkennen will, dem werden die Werke der großen, unsterblichen Dichter ein viel treueres und deutlicheres Bild vorhalten, als die Historiker je vermögen: denn selbst die Besten unter diesen sind als Dichter lange nicht die ersten und haben auch nicht freie Hände. — — Die neuen Historiker, Wenige ausgenommen, geben meistens nur „ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer und höchstens eine Haupt- und Staatsaktion.“ (Drittes Buch.)

---

62. Der Dichter ist der allgemeine Mensch: Alles, was irgend eines Menschen Herz bewegt hat, und was die menschliche Natur in irgend einer Lage aus sich hervortreibt, was irgendwo in einer Menschenbrust wohnt und brütet, — ist sein Thema

und sein Stoff; wie daneben auch die ganze übrige Natur. — Er ist der Spiegel der Menschheit, und bringt ihr was sie fühlt und treibt zum Bewußtsein.
(Drittes Buch.)

---

63. Der wahre Sinn des Trauerspiels ist die tiefere Einsicht, daß was der Held abbüßt, nicht seine Partikularsünden sind, sondern die Erbsünde, d. h. die Schuld des Daseins selbst:

Da die größte Schuld des Menschen
Ist, daß er geboren ward.

Wie Calderon es geradezu ausspricht.
(Drittes Buch.)

---

64. Der Komponist offenbart das innerste Wesen der Welt und spricht die tiefste Weisheit aus, in einer Sprache, die seine Vernunft nicht versteht; wie eine magnetische Somnambule Aufschlüsse giebt über Dinge, von denen sie wachend keinen Begriff hat. (Drittes Buch.)

---

65. Die Musik ist darin von allen anderen Künsten verschieden, daß sie nicht Abbild der Erscheinung, oder richtiger, der adäquaten Objektität des Willens sondern unmittelbar Abbild des Willens selbst ist und also zu allem Physischen der Welt das Metaphysische, zu aller Erscheinung das Ding an sich darstellt. (Drittes Buch.)

66. Das unaussprechlich Innige aller Musik, vermöge dessen sie als ein so ganz vertrautes und doch ewig fernes Paradies an uns vorüberzieht, so ganz verständlich und doch so unerklärlich ist, beruht darauf, daß sie alle Regungen unseres innersten Wesens wiedergibt, aber ganz ohne die Wirklichkeit und fern von ihrer Qual.

(Drittes Buch.)

67. Ist die ganze Welt als Vorstellung nur die Sichtbarkeit des Willens, so ist die Kunst die Verdeutlichung dieser Sichtbarkeit, die camera obscura, welche die Gegenstände reiner zeigt und besser übersehen und zusammenfassen läßt, das

Schauspiel im Schauspiel, die Bühne auf Bühne im „Hamlet“. (Drittes Bu

---

68. Der Genuß alles Schönen, der Trost, die Kunst gewährt, der Enthusiasmus des Kü lers, welcher ihn die Mühen des Lebens verge läßt, dieser eine Vorzug des Genius vor Anderen, der ihn für das mit der Klarheit Bewußtseins in gleichem Maaße gesteigerte Lei und für die öde Einsamkeit unter einem hete genen Geschlechte allein entschädigt, — dieses A beruht darauf, daß, das An-sich des Lebens, Wille, das Dasein selbst, ein stetes Leiden i theils jämmerlich, theils schrecklich ist; dass hingegen als Vorstellung allein, rein angesch oder durch die Kunst wiederholt, frei von Q ein bedeutsames Schauspiel gewährt; diese erkennbare Seite der Welt und die Wiederhol derselben in irgend einer Kunst ist das Elem des Künstlers. (Drittes Bu

---

## Ergänzungen zum dritten Buch.

69. Wenn die Dichter den heitern Morgen, den schönen Abend, die stille Mondnacht u. dgl. m. besingen; so ist, ihnen unbewußt, der eigentliche Gegenstand ihrer Verherrlichung das reine Subjekt des Erkennens, welches durch jene Naturschönheiten hervorgerufen wird, und bei dessen Auftreten der Wille aus dem Bewußtsein verschwindet, wodurch diejenige Ruhe des Herzens eintritt, welche außerdem auf der Welt nicht zu erlangen ist. — — —

Nur Objektivität befähigt zum Künstler: sie ist aber allein dadurch möglich, daß der Intellekt, von seiner Wurzel, dem Willen, abgelöst, frei schwebend, und doch höchst energisch thätig sei.

(Kapitel 30.)

---

70. Um einzusehen, daß eine rein objektive und daher richtige Auffassung der Dinge nur dann möglich ist, wann wir dieselben ohne allen persönlichen Antheil, also unter völligem Schweigen des Willens betrachten, vergegenwärtige man sich, wie

sehr jeder Affekt, oder Leidenschaft, die Erkenntniß trübt und verfälscht, ja, jede Neigung oder Abneigung, nicht etwan bloß das Urtheil, nein, schon die ursprüngliche Anschauung der Dinge entstellt, färbt, verzerrt. (Kapitel 80.)

---

71. Das Leben ist nie schön, sondern nur die Bilder des Lebens sind es, nämlich im erklärenden Spiegel der Kunst oder der Poesie; zumal in der Jugend, als wo wir es noch nicht kennen. Mancher Jüngling würde große Beruhigung erhalten, wenn man ihm zu dieser Einsicht verhelfen könnte.
(Kapitel 80.)

---

72. Warum wirkt der Anblick des Vollmondes so wohlthätig, beruhigend und erhebend? Weil der Mond ein Gegenstand der Anschauung, aber nie des Wollens ist:

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
„Man freut sich ihrer Pracht." —

(Kapitel 80.)

---

73. Der Grad, in welchem Jeder im einzelnen Dinge nur dieses, oder aber schon ein mehr oder minder Allgemeines, bis zum Allgemeinsten der Gattung hinauf, nicht etwan denkt, sondern geradezu erblickt, ist der Maaßstab seiner Annäherung zum Genie. Diesem entsprechend ist auch nur das Wesen der Dinge überhaupt, das Allgemeine in ihnen, das Ganze, der eigentliche Gegenstand des Genies. Die Untersuchung der einzelnen Phänomene ist das Feld der Talente, in den Realwissenschaften, deren Gegenstand eigentlich immer nur die Beziehungen der Dinge zu einander sind. (Kapitel 31.)

---

74. Der gute Wille ist in der Moral Alles; aber in der Kunst ist er nichts: da gilt, wie schon das Wort andeutet, allein das Können. — Alles kommt zuletzt darauf an, wo der eigentliche Ernst des Menschen liegt. Bei fast Allen liegt er ausschließlich im eigenen Wohl und dem der Ihrigen; daher sie dies und nichts Anderes zu fördern im

Stande sind; weil eben kein Vorsatz, keine willkürliche und absichtliche Anstrengung, den wahren, tiefen, eigentlichen Ernst verleiht, oder ersetzt, oder richtiger verlegt. Denn er bleibt stets da, wo die Natur ihn hingelegt hat: ohne ihn aber kann Alles nur halb betrieben werden. (Kapitel 31.)

---

75. Groß ist überhaupt nur Der, welcher bei seinem Wirken, dieses sei nun ein praktisches, oder ein theoretisches, nicht seine Sache sucht; sondern allein einen objektiven Zweck verfolgt: er ist es aber selbst dann noch, wann, im Praktischen dieser Zweck ein mißverstandener, und sogar wenn er, in Folge davon, ein Verbrechen sein sollte. Daß er nicht sich und seine Sache sucht, dies macht ihn, unter allen Umständen groß.
(Kapitel 31.)

---

76. Ein Mensch von hohen, seltenen Geistesgaben, genöthigt einem bloß nützlichen Geschäft, dem der Gewöhnlichste gewachsen wäre, obzuliegen,

gleicht einer köstlichen, mit schönster Malerei geschmückten Vase, die als Kochtopf verbraucht wird; und die nützlichen Leute mit den Leuten von Genie vergleichen, ist wie Bausteine mit Diamanten vergleichen. (Kapitel 31.)

---

77. Jedes Kunstwerk ist bemüht, uns das Leben und die Dinge so zu zeigen, wie sie in Wahrheit sind, aber, durch den Nebel objektiver und subjektiver Zufälligkeiten hindurch, nicht von Jedem unmittelbar erfaßt werden können. Diesen Nebel nimmt die Kunst hinweg. (Kapitel 34.)

---

78. Was allem Tragischen, in welcher Gestalt es auch auftrete, den eigenthümlichen Schwung zur Erhebung giebt, ist das Aufgehen der Erkenntniß, daß die Welt, das Leben, kein wahres Genügen gewähren könne, mithin unserer Anhänglichkeit nicht werth sei: darin besteht der tragische Geist: er leitet demnach zur Resignation hin. (Kapitel 37.)

---

79. In Wahrheit hat nur der Lebenslauf jedes Einzelnen Einheit, Zusammenhang und wahre Bedeutsamkeit: er ist als eine Belehrung anzusehen, und der Sinn derselben ist ein moralischer. Nur die innern Vorgänge, sofern sie den Willen treffen, haben wahre Realität und sind wirkliche Begebenheiten; weil der Wille allein das Ding an sich ist. — — Was die Geschichte erzählt, ist in der That nur der lange, schwere und verworrene Traum der Menschheit. (Kapitel 38.)

---

80. Man soll zu verstehen suchen, was da ist, wirklich ist, heute und immerdar, — d. h. die Ideen (in Platons Sinn) erkennen. Die Thoren hingegen meinen, es soll erst etwas werden und kommen. Daher räumen sie der Geschichte eine Hauptstelle in ihrer Philosophie ein und konstruiren dieselbe nach einem vorausgesetzten Weltplane, welchem gemäß Alles zum Besten gelenkt wird, welches dann finaliter eintreten soll und eine große Herrlichkeit sein wird. Demnach nehmen

sie die Welt als vollkommen real und setzen den Zweck derselben in das armsälige Erdenglück, welches, selbst wenn noch so sehr von Menschen gepflegt und vom Schicksal begünstigt, doch ein hohles, täuschendes, hinfälliges und trauriges Ding ist, aus welchem weder Konstitutionen und Gesetzgebungen, noch Dampfmaschinen und Telegraphen jemals etwas wesentlich Besseres machen können. (Kapitel 38.)

---

## Der Welt als Wille zweite Betrachtung.

81. Wir sind der Meinung, daß Jeder noch himmelweit von einer philosophischen Erkenntniß der Welt entfernt ist, der vermeint, das Wesen derselben irgendwie, und sei es noch so fein bemäntelt, historisch fassen zu können. — Die ächte philosophische Betrachtungsweise der Welt, d. h. diejenige, welche uns ihr inneres Wesen erkennen lehrt und so über die Erscheinung hinaus führt, ist gerade die, welche nicht nach dem Woher und Wohin und Warum, sondern immer und überall nur nach dem Was der Welt frägt. (Viertes Buch.)

---

82. Nicht das Individuum, sondern die Gattu
allein ist es, woran der Natur gelegen ist, u
auf deren Erhaltung sie mit allem Ernst drin
indem sie für dieselbe so verschwenderisch sor
durch die ungeheure Ueberzahl der Keime und
große Macht des Befruchtungstriebes. Hingeg
hat das Individuum für sie keinen Werth u
kann ihn nicht haben, da unendliche Zeit, u
endlicher Raum und in diesen unendliche Z
möglicher Individuen ihr Reich sind; daher
stets bereit ist, das Individuum fallen zu lass
welches demnach nicht nur auf tausendfache We
durch die unbedeutendsten Zufälle, dem Unt
gang ausgesetzt, sondern ihm schon ursprüngl
bestimmt ist und ihm von der Natur sel
entgegengeführt wird, von dem Augenblick an,
es der Erhaltung der Gattung gedient hat. Ga
naiv spricht hiedurch die Natur selbst die gr
Wahrheit aus, daß nur die Ideen, nicht die In
viduen eigentliche Realität haben, d. h. vollko
mene Objektität des Willens sind. Da nun

Mensch die Natur selbst, und zwar im höchsten Grade ihres Selbstbewußtseins ist, die Natur aber nur der objektivirte Wille zum Leben ist; so mag der Mensch, wenn er diesen Gesichtspunkt gefaßt hat und dabei stehen bleibt, allerdings und mit Recht sich über seinen und seiner Freunde Tod trösten, durch den Rückblick auf das unsterbliche Leben der Natur, die er selbst ist. (Viertes Buch.)

---

83. Was das an den individuellen Leib gebundene individuelle Bewußtsein betrifft, so wird es täglich durch den Schlaf gänzlich unterbrochen. Der tiefe Schlaf ist vom Tode, in welchen er oft, z. B. beim Erfrieren, ganz stetig übergeht, für die Gegenwart seiner Dauer, gar nicht verschieden, sondern nur für die Zukunft, nämlich in Hinsicht auf das Erwachen. Der Tod ist ein Schlaf, in welchem die Individualität vergessen wird: alles Andere erwacht wieder, oder vielmehr ist wach geblieben. (Viertes Buch.)

---

84. Die Gegenwart ist immer da, sammt ihrem Inhalt: Beide stehen fest ohne zu wanken; wie der Regenbogen auf dem Wasserfall. Denn dem Willen ist das Leben, dem Leben die Gegenwart sicher und gewiß. Freilich, wenn wir zurückdenken an die verflossenen Jahrtausende, an die Millionen von Menschen, die in ihnen lebten; dann fragen wir: Was waren sie? Was ist aus ihnen geworden? — Aber wir dürfen dagegen nur die Vergangenheit unseres eigenen Lebens uns zurückrufen und ihre Scenen lebhaft in der Phantasie erneuern, und nun wieder fragen: Was war dies Alles? Was ist aus ihm geworden? — Wie mit ihm, so ist es mit dem Leben jener Millionen. Oder sollten wir meinen, die Vergangenheit erhielte dadurch, daß sie durch den Tod besiegelt ist, ein neues Dasein? Unsere eigene Vergangenheit, auch die nächste und der gestrige Tag, ist nur noch ein nichtiger Traum der Phantasie, und das Selbe ist die Vergangenheit aller jener Millionen. Was war? Was ist? — Der

Wille, dessen Spiegel das Leben ist, und das willensfreie Erkennen, welches in jenem Spiegel ihn deutlich erblickt. (Viertes Buch.)

---

85. Die Zeit gleicht einem unaufhaltsamen Strom, und die Gegenwart einem Felsen, an dem sich Jener bricht, aber nicht ihn mit fortreißt. (Viertes Buch.)

---

86. Wie auf der Erdkugel überall oben ist, so ist auch die Form alles Lebens Gegenwart, und den Tod fürchten, weil er uns die Gegenwart entreißt, ist nicht weiser, als fürchten, man könne von der runden Erdkugel, auf welcher man glücklicherweise nun gerade oben steht, hinuntergleiten. — Daher, wenn ein Mensch den Tod als seine Vernichtung fürchtet, es nicht anders ist, als wenn man dächte, die Sonne könne am Abend klagen: „Wehe mir! ich gehe unter in ewige Nacht!“ (Viertes Buch.)

---

87. Wie die Natur konsequent ist, so ist es der Charakter: ihm gemäß muß jede einzelne Handlung ausfallen, wie jedes Phänomen dem Naturgesetz gemäß ausfällt: die Ursache im letzteren Fall und das Motiv im erstern sind nur die Gelegenheitsursachen. Der Wille, dessen Erscheinung das ganze Sein und Leben des Menschen ist, kann sich im einzelnen Fall nicht verläugnen, und was der Mensch im Ganzen will, wird er auch stets im Einzelnen wollen. (Viertes Buch.)

---

88. Was der Mensch eigentlich und überhaupt will, die Anstrebung seines innersten Wesens und das Ziel, dem er ihr gemäß nachgeht, Dies können wir durch äußere Einwirkung auf ihn, durch Belehrung, nimmermehr ändern: sonst könnten wir ihn umschaffen. (Viertes Buch.)

---

89. Damit das Verhältniß, welches, in einem gegebenen Menschen, Egoismus und Mitleid zu einander haben, hervortrete, ist es nicht hin-

reichend, daß derselbe etwan Reichthum besitze und fremdes Elend sehe; sondern er muß auch wissen, was sich mit dem Reichthum machen läßt, sowohl für sich, als für Andere; und nicht nur muß fremdes Leiden sich ihm darstellen, sondern er muß auch wissen, was Leiden, aber auch was Genuß sei. (Viertes Buch.)

---

90. Wir betrügen und schmeicheln Niemanden durch so feine Kunstgriffe, als uns selbst. (Viertes Buch.)

---

91. Die Ursache unseres Schmerzes, wie unserer Freude, liegt meistens nicht in der realen Gegenwart; sondern bloß in abstrakten Gedanken: diese sind es, welche uns oft unerträglich fallen, Qualen schaffen, gegen welche alle Leiden der Thierwelt sehr klein sind, da über dieselben auch unser eigener physischer Schmerz oft gar nicht empfunden wird, ja, wir bei heftigen geistigen Leiden uns physische verursachen, bloß um dadurch die Aufmerksamkeit von jenen abzulenken auf diese. (Viertes Buch.)

---

92. Wie unser physischer Weg auf der Erde immer nur eine Linie, keine Fläche ist; so müssen wir im Leben, wenn wir Eines ergreifen und besitzen wollen, unzähliges Anderes, rechts und links, entsagend, liegen lassen. Können wir uns dazu nicht entschließen, sondern greifen, wie Kinder auf dem Jahrmarkt, nach Allem was im Vorübergehen reizt; dann ist dies das verkehrte Bestreben, die Linie unseres Wegs in eine Fläche zu verwandeln: wir laufen sodann im Zickzack, irrlichterliren hin und her und gelangen zu nichts. — Darum ist das bloße Wollen und auch Können an sich noch nicht zureichend, sondern der Mensch muß auch wissen, was er will, und wissen, was er kann: erst so wird er Charakter zeigen, und erst dann kann er was Rechtes vollbringen.

(Viertes Buch.)

93. Wie dem Fische nur im Wasser, dem Vogel nur in der Luft, dem Maulwurf nur unter der Erde wohl ist, so jedem Menschen nur in der ihm angemessenen Atmosphäre. (Viertes Buch.)

94. Es giebt eigentlich gar keinen Genuß anders, als im Gebrauch und Gefühl der eigenen Kräfte, und der größte Schmerz ist wahrgenommener Mangel an Kräften, wo man ihrer bedarf.

(Viertes Buch.)

---

95. Haben wir nun erforscht, wo unsere Stärken und wo unsere Schwächen liegen; so werden wir unsre hervorstechenden natürlichen Anlagen ausbilden, gebrauchen, auf alle Weise zu nutzen suchen und immer uns dahin wenden, wo diese taugen und gelten, aber durchaus und mit Selbstüberwindung die Bestrebungen vermeiden, zu denen wir von Natur geringe Anlagen haben; werden uns hüten, Das zu versuchen, was uns doch nicht gelingt. Nur wer dahin gelangt ist, wird stets mit voller Besonnenheit ganz er selbst sein, und wird nie von sich selbst im Stiche gelassen werden, weil er immer wußte, was er sich selber zumuthen konnte. Er wird alsdann oft der Freude theilhaft werden, seine Stärken zu fühlen, und

selten den Schmerz erfahren, an seine Schwächen erinnert zu werden, welches letztere Demüthigung ist, die vielleicht den größten Geistesschmerz verursacht: daher man es viel besser ertragen kann, sein Mißgeschick, als sein Ungeschick deutlich ins Auge zu fassen. _____ (Viertes Buch.)

96. Es gilt von den innern Umständen, was von den äußeren, daß es nämlich für uns keinen wirksameren Trost giebt, als die volle Gewißheit der unabänderlichen Nothwendigkeit. Uns quält ein Uebel, das uns betroffen, nicht so sehr, als der Gedanke an die Umstände, durch die es hätte abgewendet werden können; daher nichts wirksamer zu unserer Beruhigung ist, als das Betrachten des Geschehenen aus dem Gesichtspunkte der Nothwendigkeit, aus welchem alle Zufälle sich als Werkzeuge eines waltenden Schicksals darstellen und wir mithin das eingetretene Uebel als durch den Konflikt innerer und äußerer Umstände unausweichbar herbeigezogen erkennen, also der Fatalismus. _____ (Viertes Buch.)

97. Das, was man sonst den schönsten Theil, die reinsten Freuden des Lebens nennen möchte, weil es uns aus dem realen Dasein heraushebt und uns in antheilslose Zuschauer desselben verwandelt, also das reine Erkennen, dem alles Wollen fremd bleibt, der Genuß des Schönen, die ächte Freude an der Kunst, dies ist, weil es schon seltene Anlagen erfordert, nur höchst Wenigen und diesen nur als ein vorübergehender Traum vergönnt: und dann macht eben diese Wenigen die höhere intellektuelle Kraft für viel größere Leiden empfänglich, als die Stumpferen je empfinden können, und stellt sie überdies einsam unter merklich von ihnen verschiedene Wesen: wodurch sich denn auch dieses ausgleicht.

(Viertes Buch.)

---

98. Was auch Natur, was auch das Glück gethan haben mag; wer man auch sei, und was man auch besitze; der dem Leben wesentliche Schmerz läßt sich nicht abwälzen. (Viertes Buch.)

---

99. Jedes Individuum, jedes Menschengesicht und dessen Lebenslauf ist nur ein kurzer Traum mehr des unendlichen Naturgeistes, des beharrlichen Willens zum Leben, ist nur ein flüchtiges Gebilde mehr, das er spielend hinzeichnet auf sein unendliches Blatt, Raum und Zeit, und eine gegen diese verschwindend kleine Weile bestehen läßt, dann auslöscht, neuen Platz zu machen. Dennoch, und hier liegt die bedenkliche Seite des Lebens, muß jedes dieser flüchtigen Gebilde, dieser schaalen Einfälle, vom ganzen Willen zum Leben in aller seiner Heftigkeit, mit vielen und tiefen Schmerzen und zuletzt mit einem lange gefürchteten, endlich eintretenden bittern Tode bezahlt werden. Darum macht uns der Anblick eines Leichnams so plötzlich ernst. (Viertes Buch.)

---

100. Immer ist der Mensch auf sich selbst zurückgewiesen, wie in jeder, so in der Hauptsache. Vergebens macht er sich Götter, um von ihnen zu erbetteln und zu erschmeicheln, was nur die

eigene Willenskraft herbeizuführen vermag. — Des Menschen Wille ist und bleibt es, wovon Alles für ihn abhängt. (Viertes Buch.)

---

101. Immer verbirgt sich, was leidet.

(Viertes Buch.)

---

102. Ich kann die Erklärung nicht zurückhalten, daß mir der Optimismus, wo er nicht etwan das gedankenlose Reden Solcher ist, unter deren platten Stirnen nichts als Worte herbergen, nicht bloß als eine absurde, sondern auch als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart erscheint, als ein bitterer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit.

(Viertes Buch.)

---

103. Die Welt ist gerade eine solche, weil der Wille, dessen Erscheinung sie ist, ein solcher ist, weil er so will. Für die Leiden ist die Rechtfertigung die, daß der Wille auch auf diese Erscheinung sich selbst bejaht; und diese Bejahung

ist gerechtfertigt und ausgeglichen dadurch, daß er die Leiden trägt. Es eröffnet sich uns schon hier ein Blick auf die ewige Gerechtigkeit. (Viertes Buch.)

---

104. Könnte man allen Jammer der Welt in eine Wagschale legen, und alle Schuld der Welt in die andere; so würde gewiß die Zunge einstehen. (Viertes Buch.)

---

105. Der Tod gleicht dem Untergange der Sonne, die nur scheinbar von der Nacht verschlungen wird, wirklich aber, selbst Quelle alles Lichtes, ohne Unterlaß brennt, neuen Welten neue Tage bringt, allezeit im Aufgange und allezeit im Niedergange. Anfang und Ende trifft nur das Individuum, mittelst der Zeit, der Form dieser Erscheinung für die Vorstellung. Außer der Zeit liegt allein der Wille, Kant's Ding an sich, und dessen adäquate Objektität, Platons Idee. Daher gibt Selbstmord keine Rettung: was Jeder im

Innerſten will, das muß er ſein: und was Jeder iſt, das will er eben. (Viertes Buch.)

---

106. Wir können faſt nie das Thun Anderer und ſelten unſer eigenes moraliſch richtig beurtheilen. — An ſich ſind alle Thaten bloß leere Bilder, und allein die Geſinnung, welche zu ihnen leitet, giebt ihnen moraliſche Bedeutſamkeit.

(Viertes Buch.)

---

107. Die ächte Güte der Geſinnung, die uneigennützige Tugend und der reine Edelmuth gehen nicht von abſtrakter Erkenntniß aus, aber doch von Erkenntniß: nämlich von einer unmittelbaren und intuitiven, die nicht wegzuräſonniren und nicht anzuräſonniren iſt, von einer Erkenntniß, die eben weil ſie nicht abſtrakt iſt, ſich auch nicht mittheilen läßt, ſondern Jedem ſelbſt aufgehen muß, die daher ihren eigentlichen adäquaten Ausdruck nicht in Worten findet, ſondern ganz

111. Dem, der die Werke der Liebe übt, ist der Schleier der Maja durchsichtig geworden, und die Täuschung des principii individuationis hat ihn verlassen. Sich, sein Selbst, seinen Willen erkennt er in jedem Wesen, folglich auch in dem Leidenden. —

Von dem Wahn und Blendwerk der Maja geheilt sein, und Werke der Liebe üben, ist Eins.

(Viertes Buch.)

---

112. Der Gute lebt in einer Welt befreundeter Erscheinungen: das Wohl einer jeden derselben ist sein eigenes. Wenn daher gleich die Erkenntniß des Menschenloses überhaupt seine Stimmung nicht zu einer fröhlichen macht, so giebt die bleibende Erkenntniß seines eigenen Wesens in allem Lebenden ihm doch eine gewisse Gleichmäßigkeit und selbst Heiterkeit der Stimmung. Denn der über unzählige Erscheinungen verbreitete Antheil kann nicht so beängstigen, wie der auf eine koncentrirte. Die Zufälle, welche die Gesammtheit der Individuen treffen, gleichen sich aus, während die dem Ein-

zelnen begegnenden Glück oder Unglück herbeiführen. (Viertes Buch.)

---

113. Wer die Formel des Veda: „Tat twam asi“ mit klarer Erkenntniß und fester inniger Ueberzeugung über jedes Wesen, mit dem er in Berührung kommt, zu sich selber auszusprechen vermag; der ist damit aller Tugend und Seligkeit gewiß und auf dem geraden Wege zur Erlösung. (Viertes Buch.)

---

114. Der bloße Begriff ist für die ächte Tugend so unfruchtbar, wie für die ächte Kunst: alle wahre und reine Liebe ist Mitleid, und jede Liebe, die nicht Mitleid ist, ist Selbstsucht. Mischungen von beiden finden häufig statt. Sogar die ächte Freundschaft ist immer Mischung von Selbstsucht und Mitleid: erstere liegt im Wohlgefallen an der Gegenwart des Freundes, dessen Individualität der unserigen entspricht, und sie macht fast immer den größten Theil aus;

Mitleid zeigt sich in der aufrichtigen Theilnahme an seinem Wohl und Wehe und den uneigennützigen Opfern, die man diesem bringt.

(Viertes Buch.)

---

115. Bei den wenigsten Schmerzen wird geweint. — Das Weinen ist Mitleid mit sich selbst, oder das auf seinen Ausgangspunkt zurückgeworfene Mitleid. (Viertes Buch.)

---

116. Wenn uns, welche noch der Schleier der Maja umfängt, auch zu Zeiten, im schwer empfundenen eigenen Leiden, oder im lebhaft erkannten fremden, die Erkenntniß der Nichtigkeit und Bitterkeit des Lebens nahe tritt, und wir durch völlige und auf immer entschiedene Entsagung den Begierden ihren Stachel abbrechen, allem Leiden den Zugang verschließen, uns reinigen und heiligen möchten; so umstrickt uns doch bald wieder die Täuschung der Erscheinung, und ihre Motive setzen den Willen aufs Neue in Bewegung:

wir können uns nicht losreißen. Die Lockungen der Hoffnung, die Schmeichelei der Gegenwart, die Süße der Genüsse, das Wohlsein, welches unserer Person mitten im Jammer einer leidenden Welt, unter der Herrschaft des Zufalls und des Irrthums, zu Theil wird, zieht uns zu ihr zurück und befestigt aufs Neue die Banden. Darum sagt Jesus: „Es ist leichter, daß ein Ankertau durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme. (Viertes Buch.)

---

117. Die größte, wichtigste und bedeutsamste Erscheinung, welche die Welt aufzeigen kann, ist nicht der Welteroberer, sondern der Weltüberwinder, also in der That nichts Anderes, als der stille und unbemerkte Lebenswandel eines solchen Menschen, dem diejenige Erkenntniß aufgegangen ist, in Folge welcher er jenen Alles erfüllenden und in Allem treibenden und strebenden Willen zum Leben aufgiebt und verneint, dessen Freiheit erst hier, in ihm allein, hervortritt, wodurch

nunmehr sein Thun das gerade Gegentheil des gewöhnlichen wird. (Viertes Buch.)

---

118. Wir fühlen wohl, daß jede der Welt abgewonnene Erfüllung unserer Wünsche doch nur dem Almosen gleicht, welches den Bettler heute am Leben erhält, damit er morgen wieder hungere; die Resignation dagegen dem ererbten Landgut: es entnimmt den Besitzer allen Sorgen auf immer. (Viertes Buch.)

---

119. Wir wissen, daß diese Augenblicke, wo wir vom grimmen Willensdrange erlöst, gleichsam aus dem schweren Erdenäther auftauchen, die seeligsten sind, welche wir kennen. Hieraus können wir abnehmen, wie seelig das Leben eines Menschen sein muß, dessen Wille nicht auf Augenblicke, wie beim Genuß des Schönen, sondern auf immer beschwichtigt ist, ja gänzlich erloschen, bis auf jenen letzten glimmenden Funken, der den Leib erhält und mit diesem erlöschen wird. Ein solcher

Mensch, der, nach vielen bitteren Kämpfen gegen seine eigene Natur, endlich ganz überwunden hat, ist nur noch als rein erkennendes Wesen, als ungetrübter Spiegel der Welt übrig.

(Viertes Buch.)

---

120. Wir dürfen nicht meinen, daß, nachdem durch die zum Quietiv gewordene Erkenntniß, die Verneinung des Willens zum Leben einmal eingetreten ist, sie nun nicht mehr wanke, und man auf ihr rasten könne, wie auf einem erworbenen Eigenthum. Vielmehr muß sie durch steten Kampf immer aufs Neue errungen werden. Denn da der Leib der Wille selbst ist, — so ist, so lange der Leib lebt, auch noch der ganze Wille zum Leben seiner Möglichkeit nach da, und strebt stets in die Wirklichkeit zu treten und von Neuem mit seiner ganzen Gluth zu entbrennen. Daher finden wir im Leben heiliger Menschen jene geschilderte Ruhe und Seeligkeit nur als die Blüthe, welche hervortritt aus der steten Überwindung

des Willens, und sehen, als den Boden, welchem sie entsprießt, den beständigen Kampf mit dem Willen zum Leben: denn dauernde Ruhe kann auf Erden Keiner haben. (Viertes Buch.)

---

121. Weil alles Leiden, indem es eine Mortifikation und Aufforderung zur Resignation ist, der Möglichkeit nach, eine heiligende Kraft hat; so ist hieraus zu erklären, daß großes Unglück, tiefe Schmerzen schon an sich eine gewiße Ehrfurcht einflößen. Ganz ehrwürdig wird uns aber der Leidende erst dann, wenn er, den Lauf seines Lebens als eine Kette von Leiden überblickend, oder einen großen und unheibaren Schmerz betrauernd, doch nicht eigentlich auf die Verkettung von Umständen hinsieht, die gerade sein Leben in Trauer stürzten und nicht bei jenem einzelnen großen Unglück, das ihn traf, stehen bleibt: — sondern er steht erst dann wirklich ehrwürdig da, wann sein Blick sich vom Einzelnen zum Allgemeinen erhoben hat, wann er sein eigenes Leiden nur als

Beispiel des Ganzen betrachtet und ihm, indem er in ethischer Hinsicht genial wird, ein Fall für Tausende gilt, daher dann das Ganze des Lebens, als wesentliches Leiden aufgefaßt, ihn zur Resignation bringt. (Viertes Buch.)

---

122. Einen sehr edlen Charakter denken wir uns immer mit einem gewissen Anstrich stiller Trauer, die nichts weniger ist, als beständige Verdrießlichkeit über die täglichen Widerwärtigkeiten; sondern ein aus der Erkenntniß hervorgegangenes Bewußtsein der Nichtigkeit aller Güter und des Leidens alles Lebens, nicht des eigenen allein.

(Viertes Buch.)

---

123. Wenn durch eine große und unwiderrufliche Versagung vom Schicksal der Wille in gewissem Grade gebrochen ist; so wird im Uebrigen fast nichts mehr gewollt, und der Charakter zeigt sich sanft, traurig, edel, resignirt. Wann endlich der Gram keinen bestimmten Gegenstand mehr hat,

sondern über das Ganze des Lebens sich verbreitet; dann ist es gewißermaßen ein In-sich-gehen, ein Zurückziehen, ein allmäliges Verschwinden des Willens, dessen Sichtbarkeit, den Leib, er sogar leise, aber im Innersten untergräbt, wobei der Mensch eine gewisse Ablösung seiner Banden spürt, ein sanftes Vorgefühl des sich als Auflösung des Leibes und des Willens zugleich ankündigenden Todes; daher diesen Gram eine heimliche Freude begleitet, welche es, wie ich glaube, ist, die das melancholischeste aller Völker the joy of grief genannt haben. (Viertes Buch.)

---

124. Sollte je ein Mensch aus rein moralischem Antriebe sich vom Selbstmord zurückgehalten haben, so war der innerste Sinn dieser Selbstüberwindung (in was für Begriffe ihn seine Vernunft auch kleidete) dieser: „Ich will mich dem Leiden nicht entziehen, damit es den Willen zum Leben, dessen Erscheinung so jammervoll ist, aufzuheben beitragen könne, indem es die mir schon

jetzt aufgehende Erkenntniß vom eigentlichen Wesen der Welt dahin verstärke, daß sie zum endlichen Quietiv meines Willens werde und mich auf immer erlöse." (Viertes Buch.)

---

125. Das menschliche Gemüth hat Tiefen, Dunkelheiten und Verwickelungen, welche aufzuhellen und zu entfalten, von der äußersten Schwierigkeit ist. (Viertes Buch.)

---

126. Nothwendigkeit ist das Reich der Natur, Freiheit ist das Reich der Gnade. (Viertes Buch.)

---

127. Hinter unserm Dasein steckt etwas Anderes, welches uns erst dadurch zugänglich wird, daß wir die Welt abschütteln. (Viertes Buch.)

---

128. Man soll Jesum Christum stets im Allgemeinen auffassen, als das Symbol, oder die Personifikation, der Verneinung des Willens zum

Leben; nicht aber individuell, sei es nach seiner mythischen Geschichte in den Evangelien, oder nach der ihr zum Grunde liegenden, muthmaaßlichen, wahren. (Viertes Buch.)

---

129. Wenden wir den Blick von unserer eigenen Dürftigkeit und Befangenheit auf Diejenigen, welche die Welt überwanden, in denen der Wille, zur vollen Selbsterkenntniß gelangt, sich in Allem wiederfand und dann sich selbst frei verneinte, und welche dann nur noch seine letzte Spur, mit dem Leibe, der sie belebt, verschwinden zu sehen abwarten; so zeigt sich uns, statt des rastlosen Dranges und Treibens, statt des steten Ueberganges von Wunsch zu Furcht und von Freude zu Leid, statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnung, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen besteht, jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüths, jene tiefe Ruhe, unerschütter-

liche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz ein ganzes und sicheres Evangelium ist: nur die Erkenntniß ist geblieben, der Wille ist verschwunden. Wir aber blicken dann mit tiefer und schmerzlicher Sehnsucht auf diesen Zustand, neben welchem das Jammervolle und Heillose unseres eigenen, durch den Kontrast, in vollem Lichte erscheint. Dennoch ist diese Betrachtung die einzige, welche uns dauernd trösten kann, wann wir einerseits unheilbares Leiden und endlosen Jammer als der Erscheinung des Willens, der Welt, wesentlich erkannt haben, und andererseits, bei aufgehobenem Willen, die Welt zerfließen sehen und nur das leere Nichts vor uns behalten. Also auf diese Weise, durch Betrachtung des Lebens und Wandels der Heiligen, — haben wir den finstern Eindruck jenes Nichts, das als das letzte Ziel hinter aller Tugend und Heiligkeit schwebt, und das wir, wie die Kinder das Finstere, fürchten, zu verscheuchen; statt selbst es zu umgehen, wie die Inder, durch Mythen und

bedeutungsleere Worte (wie Resorbtion i
Brahm, oder Nirwana der Buddhaisten.
bekennen es vielmehr frei: was nach gän
Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist fü
die, welche noch des Willens voll sind, alle
Nichts. Aber auch umgekehrt ist Dene
welchen der Wille sich gewendet und vernein
diese unsere so sehr reale Welt mit allen
Sonnen und Milchstraßen — Nichts.

(Viertes

---

## Ergänzungen zum vierten Buch.

130. Wenn was uns den Tod so schreckli
scheinen läßt der Gedanke des Nichtseins
so müßten wir mit gleichem Schauder de
gedenken, da wir noch nicht waren. Denn
unumstößlich gewiß, daß das Nichtsein nac
Tode nicht verschieden sein kann von de
der Geburt, folglich auch nicht beklagenswe

(Kapit

---

131. Das gänzliche Aufhören des Lebensprozesses muß für die treibende Kraft desselben, eine wundersame Erleichterung sein: vielleicht hat diese Antheil an dem Ausdruck süßer Zufriedenheit auf dem Gesichte der meisten Todten. Ueberhaupt mag der Augenblick des Sterbens dem des Erwachens aus einem schweren, alpgedrückten Traume ähnlich sein. (Kapitel 41.)

---

132. Der Anblick jedes Thieres lehrt, daß dem Kern des Lebens, dem Willen, in seiner Manifestation der Tod nicht hinderlich ist. Welch ein unergründliches Mysterium liegt doch in jedem Thiere! (Kapitel 41.)

---

133. Der Tod ist das zeitliche Ende der zeitlichen Erscheinung: aber sobald wir die Zeit wegnehmen, giebt es gar kein Ende mehr und hat dies Wort alle Bedeutung verloren. — —

In der That sind es auch nur die kleinen, beschränkten Köpfe, welche ganz ernstlich den Tod

als ihre Vernichtung fürchten: aber vollends von den entschieden Bevorzugten bleiben solche Schrecken gänzlich fern. (Kapitel 41.)

---

134. Ein Dasein deines Selbst, nach der Zerstörung Deines Leibes, ist dir seiner Möglichkeit nach unbegreiflich: aber kann es Dir unbegreiflicher sein, als Dir Dein jetziges Dasein ist, und wie Du dazu gelangtest? Warum solltest Du zweifeln, daß die geheimen Wege, die dir zu dieser Gegenwart offen standen, dir nicht auch zu jeder künftigen offen stehen werden? (Kapitel 41.)

---

135. Die Besorgniß, es möchte mit dem Tode Alles aus sein, ist Dem zu vergleichen, daß Einer im Traume dächte, es gäbe bloß Träume, ohne einen Träumenden. — Nachdem nun aber durch den Tod ein individuelles Bewußtsein ein Mal geendigt hat; wäre es da auch nur wünschenswerth, daß es wieder angefacht würde, um in's

Endlose fortzubestehn? Sein Inhalt ist, dem größten Theile nach, ja meistens durchweg, nichts als ein Strom kleiner, irdischer, armsäliger Gedanken und endloser Sorgen: laßt diese doch endlich beruhigt werden. (Kapitel 41.)

---

136. Wohlbegründet ist die unmittelbare Ueberzeugung, welche der Anblick edler Handlungen hervorruft, daß der Geist der Liebe, der Diesen seine Feinde schonen, Jenen des zuvor nie Gesehenen sich mit Lebensgefahr annehmen heißt, nimmermehr verfliegen und zu Nichts werden kann. (Kapitel 41.)

---

137. Was für das Individuum der Schlaf, das ist für den Willen als Ding an sich der Tod. Er würde es nicht aushalten, eine Unendlichkeit hindurch das selbe Treiben und Leiden, ohne wahren Gewinn, fortzusetzen, wenn ihm Erinnerung und Individualität bliebe. Er wirft sie ab, dies ist

der Lethe, und tritt, durch diesen Todesschlaf erfrischt und mit einem andern Intellekt ausgestattet, als ein neues Wesen wieder auf: „zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!“ (Kapitel 41.)

---

138. Wenn nicht im Willen die eigentliche Realität läge und nicht das moralische Dasein das sich über den Tod hinaus erstreckende wäre; so würde, da der Intellekt und mit ihm seine Welt erlischt, das Wesen der Dinge überhaupt nichts weiter sein, als eine endlose Folge kurzer und trüber Träume, ohne Zusammenhang unter einander: denn das Beharren der erkenntnißlosen Natur besteht bloß in der Zeitvorstellung der erkennenden. Also ein, ohne Ziel und Zweck, meistens sehr trübe und schwere Träume träumender Weltgeist wäre dann Alles in Allem.

(Kapitel 41.)

---

139. Der Tod ist die große Gelegenheit, nicht mehr Ich zu sein: wohl Dem, der sie benutzt. —

Das Sterben ist der Augenblick jener Befreiung von der Einseitigkeit einer Individualität, welche nicht den innersten Kern unsers Wesens ausmacht, vielmehr als eine Art Verirrung desselben zu denken ist: die wahre, ursprüngliche Freiheit tritt wieder ein, in diesem Augenblick, welcher, im angegebenen Sinn, als eine restitutio in integrum betrachtet werden kann. Der Friede und die Beruhigung auf dem Gesichte der meisten Todten scheint daher zu stammen. (Kapitel 41.)

---

140. Ruhig und sanft ist, in der Regel, der Tod jedes guten Menschen: aber willig sterben, gern sterben, freudig sterben, ist das Vorrecht des Resignirten, Dessen, der den Willen zum Leben aufgiebt und verneint. Denn nur er will wirklich und nicht bloß scheinbar sterben, folglich braucht und verlangt er keine Fortdauer seiner Person. Das Dasein, welches wir kennen, giebt er willig auf: was ihm statt dessen wird, ist in unsern Augen nichts; weil unser Dasein,

auf jenes bezogen, nichts ist. Der Buddhaistische Glaube nennt jenes Nirwana, d. h. Erloschen.

(Kapitel 41.)

---

141. Während Einige durch ihr Herz, Andere durch ihren Kopf excelliren, giebt es noch Andere, deren Vorzug bloß in einer gewissen Harmonie und Einheit des ganzen Wesens liegt, welche daraus entsteht, daß bei ihnen Herz und Kopf einander so überaus angemessen sind, daß sie sich wechselseitig unterstützen und hervorheben.

(Kapitel 43.)

---

142. Zur Besinnung kommen heißt: nicht bloß zur augenblicklichen Nothdurft des individuellen Willens, zu seinem Dienst in der dringenden Gegenwart, erkennen; — sondern eine größere Breite der Erkenntniß erlangt haben, vermöge einer deutlichen Erinnerung des Vergangenen, ungefähren Anticipation des Zukünftigen und eben dadurch allseitigen Uebersicht des individuellen

Lebens, des eigenen, des fremden, ja des Daseins überhaupt. (Kapitel 45.)

---

143. Der Zauber der Entfernung zeigt uns Paradiese, welche wie optische Täuschungen verschwinden, wann wir uns haben hinäffen lassen. Das Glück liegt demgemäß stets in der Zukunft, oder auch in der Vergangenheit, und die Gegenwart ist einer kleinen dunkeln Wolke zu vergleichen, welche der Wind über die besonnte Fläche treibt: vor ihr und hinter ihr ist Alles hell, nur sie selbst wirft stets einen Schatten. (Kapitel 46.)

---

144. Das Leben mit seinen stündlichen, täglichen, wöchentlichen, jährlichen, kleinen, größeren und großen Widerwärtigkeiten, mit seinen getäuschten Hoffnungen und seinen alle Berechnungen vereitelnden Unfällen, trägt so deutlich das Gepräge von etwas, das uns verleidet werden soll, daß es schwer zu begreifen ist, wie man dies hat verkennen können und sich überreden

lassen, es sei da, um dankbar genossen zu werden, und der Mensch, um glücklich zu sein. —

Weit entfernt den Charakter eines Geschenkes zu tragen, hat es ganz und gar den einer kontrahirten Schuld. (Kapitel 46.)

---

145. Was man auch sagen mag, der glücklichste Augenblick des Glücklichen ist doch der seines Einschlafens, wie der unglücklichste des Unglücklichen der seines Erwachens. (Kapitel 46.)

---

146. Inzwischen heißt ein Optimist mich die Augen öffnen und hineinsehen in die Welt, wie sie so schön sei, im Sonnenschein mit ihren Bergen, Thälern, Strömen, Pflanzen, Thieren u. s. f. — Aber ist denn die Welt ein Guckkasten? Zu sehen sind diese Dinge freilich schön; aber sie zu sein ist ganz etwas Anderes. (Kapitel 46.)

---

147. Der Optimismus stellt uns das Leben als einen wünschenswerthen Zustand, und als Zweck

desselben das Glück des Menschen dar. Davon ausgehend glaubt dann Jeder den gerechtesten Anspruch auf Glück und Genuß zu haben: werden nun diese, wie es zu geschehen pflegt, ihm nicht zu Theil; so glaubt er, ihm geschehe Unrecht, ja, er verfehle den Zweck seines Daseins; — während es viel richtiger ist, Arbeit, Entbehrung, Noth und Leiden, gekrönt durch den Tod, als Zweck unsers Lebens zu betrachten (wie dies Brahmanismus und Buddhaismus, und auch das ächte Christenthum thun;) weil diese es sind, die zur Verneinung des Willens zum Leben leiten.

(Kapitel 46.)

---

148. Nicht historischer Verwandtschaft, sondern moralischer Identität der Sache ist es beizumessen, daß die Mexikaner das Neugeborene mit den Worten bewillkommneten: „Mein Kind, Du bist zum Dulden geboren: also dulde, leide und schweig."

(Kapitel 46.)

---

149. Nicht vom Thun und Erfolg, sondern vom Wollen handelt es sich in der Ethik, und das Wollen selbst geht stets nur im Individuo vor. (Kapitel 47.)

---

150. Nicht das Schicksal der Völker, welches nur in der Erscheinung da ist, sondern das des Einzelnen entscheidet sich moralisch. (Kapitel 47.)

---

151. Die wahre Rechtschaffenheit, die unverbrüchliche Gerechtigkeit, diese erste und wichtigste Kardinaltugend, ist eine so schwere Aufgabe, daß, wer sich unbedingt und aus Herzensgrunde zu ihr bekennt, Opfer zu bringen hat, die dem Leben bald die Süße, welche das Genügen an ihm erfordert, benehmen und dadurch den Willen von demselben abwenden, also zur Resignation leiten. —

Die Gerechtigkeit selbst ist das härene Hemd, welches dem Eigener stete Beschwerde bereitet, und die Menschenliebe, die das Nöthige weggiebt, das immerwährende Fasten. (Kapitel 48.)

---

152. Der Tod des Individuums ist die jedesmalige und unermüdlich wiederholte Anfrage der Natur an den Willen zum Leben: „Hast Du genug? Willst Du aus mir hinaus?“ Damit sie oft genug geschehe, ist das individuelle Leben so kurz. (Kapitel 48.)

---

153. Der wird am wenigsten fürchten im Tode zu nichts zu werden, der erkannt hat, daß er schon jetzt nichts ist, und der mithin keinen Antheil mehr an seiner individuellen Erscheinung nimmt, indem in ihm die Erkenntniß den Willen gleichsam verbrannt und verzehrt hat, so daß kein Wille, also keine Sucht nach individualem Dasein in ihm mehr übrig ist. (Kapitel 48.)

---

154. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß es noch vollkommenere Intelligenzen als die menschliche gebe. Denn diese reicht schon hin, dem Willen diejenige Erkenntniß zu verleihen, in Folge welcher

er sich selbst verneint und aufhebt, womit die Individualität und folglich die Intelligenz, als welche bloß ein Werkzeug individueller, mithin animalischer Natur ist, wegfällt. — — —

Zweck aller Intelligenz kann nur Reaktion auf einen Willen sein: weil aber alles Wollen Irrsal ist; so bleibt das letzte Werk der Intelligenz die Aufhebung des Wollens, dem sie bis dahin zu seinen Zwecken gedient hatte. Demnach kann selbst die vollkommenste mögliche Intelligenz nur eine Uebergangsstufe sein zu Dem, wohin gar keine Erkenntniß je reichen kann: ja, eine solche kann im Wesen der Dinge nur die Stelle des Augenblicks erlangter, vollkommener Einsicht einnehmen. (Kapitel 48.)

---

155. Mystik, im weitesten Sinne, ist jede Anleitung zum unmittelbaren Innewerden Dessen, wohin weder Anschauung noch Begriff, also überhaupt keine Erkenntniß reicht. (Kapitel 48.)

---

156. Quietismus, d. i. Aufgeben alles Wollens, Askesis, d. i. absichtliche Ertödtung des Eigenwillens, und Mysticismus, d. i. Bewußtsein der Identität seines eigenen Wesens mit dem aller Dinge, oder dem Kern der Welt, stehen in genauester Verbindung; sodaß wer sich zu einem derselben bekennt, allmälig auch zur Annahme der andern, selbst gegen seinen Vorsatz, geleitet wird.

(Kapitel 48.)

---

157. Es giebt nur einen angeborenen Irrthum, und es ist der, daß wir da sind, um glücklich zu sein. — — Das Leben stellt sich vielmehr dar, wie ganz eigentlich darauf abgesehen, daß wir uns nicht glücklich darin fühlen sollen, indem dasselbe, durch seine ganze Beschaffenheit, den Charakter trägt von etwas, daran uns der Geschmack benommen, das uns verleidet werden soll und davon wir, als von einem Irrthum zurückzukommen haben, damit unser Herz von der Sucht zu genießen, ja, zu leben, geheilt und von der

Welt abgewendet werde. In diesem Sinne wäre es demnach richtiger, den Zweck des Lebens in unser Wehe, als in unser Wohl zu setzen. — —

Auch die eigenthümliche Wirkung des Trauerspiels beruht im Grunde darauf, daß es jenen angeborenen Irrthum erschüttert, indem es die Vereitelung des menschlichen Strebens und die Nichtigkeit dieses ganzen Daseins an einem großen und frappanten Beispiel lebhaft veranschaulicht und hiedurch den tiefsten Sinn des Lebens aufschließt; weshalb es als die erhabenste Dichtungsart anerkannt ist. (Kapitel 49.)

---

158. Deutlich genug spricht aus dem ganzen menschlichen Dasein das Leiden als die wahre Bestimmung desselben. Das Leben ist tief darin eingesenkt und kann ihm nicht entgehen: unser Eintritt in dasselbe geschieht unter Thränen, sein Verlauf ist im Grunde immer tragisch, und noch mehr sein Ausgang. Ein Anstrich von Absichtlichkeit hierin ist nicht zu verkennen. In der

Regel fährt das Schicksal dem Menschen im Hauptzielpunkt seiner Wünsche und Bestrebungen auf eine radikale Weise durch den Sinn; wodurch alsdann sein Leben eine tragische Tendenz erhält, vermöge welcher es geeignet ist, ihn von der Sucht, deren Darstellung jede individuelle Existenz ist, zu befreien und ihn dahin zu führen, daß er vom Leben scheidet, ohne den Wunsch nach ihm und seinen Freuden zurückzubehalten.

(Kapitel 49.)

---

159. Das Leiden ist in der That der Läuterungsprozeß, durch welchen allein, in den meisten Fällen, der Mensch geheiligt, d. h. von dem Irrweg des Willens zum Leben zurückgeführt wird. — —

Hier muß ich das kühne Wort aussprechen, daß wir, Alles wohl erwogen, für unser Heil und Erlösung mehr zu hoffen haben von Dem, was wir leiden, als von Dem, was wir thun.

(Kapitel 49.)

---

160. Hat schon das Leiden eine heiligende Kraft, so wird diese in noch höhrem Grade dem mehr als alles Leiden gefürchteten Tode zukommen. Dem entsprechend wird eine der Ehrfurcht, welche großes Leiden uns abnöthigt, verwandte vor jedem Gestorbenen gefühlt, ja, jeder Todesfall stellt sich gewissermaaßen als eine Art Apotheose oder Heiligsprechung dar; daher wir den Leichnam, auch des unbedeutendesten Menschen, nicht ohne Ehrfurcht betrachten, und sogar, so seltsam an dieser Stelle die Bemerkung klingen mag, vor jeder Leiche die Wache in's Gewehr tritt. Das Sterben ist allerdings als der eigentliche Zweck des Lebens anzusehen: im Augenblick desselben wird alles Das entschieden, was durch den ganzen Verlauf des Lebens nur vorbereitet und eingeleitet war. Der Tod ist das Ergebniß, das Résumé des Lebens, oder die zusammengezogene Summe, welche die gesammte Belehrung, die das Leben vereinzelt und stückweise gab, mit Einem Male ausspricht, nämlich diese, daß das ganze Streben, dessen Er-

scheinung das Leben ist, ein vergebliches, eitles, sich widersprechendes war, von welchem zurückgekommen zu sein eine Erlösung ist.

(Kapitel 49.)

---

161. Wie die gesammte, langsame Vegetation der Pflanze sich verhält zur Frucht, die mit Einem Schlage jetzt hundertfach leistet, was jene allmälig und stückweise; so verhält sich das Leben, mit seinen Hindernissen, getäuschten Hoffnungen, vereitelten Plänen und stetem Leiden, zum Tode, der Alles, Alles, was der Mensch gewollt hat, mit Einem Schlage zerstört und so der Belehrung, die das Leben ihm gab, die Krone aufsetzt.

(Kapitel 49.)

---

162. Der vollbrachte Lebenslauf, auf welchen man sterbend zurückblickt, hat auf den ganzen, in dieser untergehenden Individualität sich objektivirenden Willen eine Wirkung, welche der analog ist, die ein Motiv auf das Handeln des

Menschen ausübt: er giebt nämlich demselben eine neue Richtung, welche sonach das moralische und wesentliche Resultat des Lebens ist. (Kapitel 49.)

---

163. Wirklich ist was unserm Leben seinen wunderlichen und zweideutigen Charakter giebt Dieses, daß darin zwei einander diametral entgegengesetzte Grundzwecke sich beständig kreuzen: der des individuellen Willens, gerichtet auf chimärisches Glück, in einem ephemeren, traumartigen, täuschenden Dasein, wo hinsichtlich des Vergangenen Glück und Unglück gleichgültig sind, das Gegenwärtige aber jeden Augenblick zum Vergangenen wird; und der des Schicksals, sichtlich genug gerichtet auf Zerstörung unsers Glücks und dadurch auf Mortifikation unsers Willens und Aufhebung des Wahnes, der uns in den Banden dieser Welt gefesselt hält. (Kapitel 49.)

---

164. Nicht die That, sondern das Gernthun derselben, die Liebe, aus der sie hervorgeht und ohne welche sie ein todtes Werk ist, macht das Verdienstliche derselben aus.

(Kritik der Kantischen Philosophie.)

---

## Ueber den Willen in der Natur.

165. Jedes Organ ist anzusehen als der Ausdruck einer universalen, d. h. ein für alle Mal gemachten Willensäußerung, einer fixirten Sehnsucht, eines Willensaktes, nicht des Individuums, sondern der Species. Jede Thiergestalt ist eine von den Umständen hevorgerufene Sehnsucht des Willens zum Leben. — — Die ausnahmslose Zweckmäßigkeit, die offenbare Absichtlichkeit in allen Theilen des thierischen Organismus kündigt zu deutlich an, daß hier nicht zufällig und planlos wirkende Naturkräfte, sondern ein Wille thätig gewesen sei, als daß es je hätte im Ernst verkannt werden können. (Vergleichende Anatomie.)

---

166. Nicht ein Intellekt hat die Natur hervorgebracht, sondern die Natur den Intellekt.
(Vergleichende Anatomie.)

---

167. Identität der Form und Materie ist Charakter des Naturprodukts; Diversität beider, des Kunstprodukts. (Vergleichende Anatomie.)

---

168. Sehen wir den Willen, welchen ich als das Ding an sich, das allein Reale in allem Dasein, den Kern der Natur, aufgestellt habe, vom menschlichen Individuo aus, im animalischen Magnetismus, und darüber hinaus, Dinge verrichten, welche nach der Kausalverbindung, d. h. dem Gesetz des Naturlaufs, nicht zu erklären sind, ja, dieses Gesetz gewissermaaßen aufheben, und wirkliche actio in distans ausüben, mithin eine übernatürliche, d. i. metaphysische Herrschaft über die Natur an den Tag legen; — so wüßte ich nicht, welche thatsächlichere Bestätigung meiner Lehre

noch zu verlangen bliebe. — — Der animalische Magnetismus tritt demnach geradezu als die praktische Metaphysik auf, als welche schon Bako von Verulam, in seiner Klassifikation der Wissenschaften die Magie bezeichnete: er ist die empirische oder Experimental-Metaphysik.

(Animalischer Magnetismus und Magie.)

---

169. Um über alle geheime Sympathie, oder gar magische Wirkung, vorweg zu lächeln, muß man die Welt gar sehr, ja, ganz und gar begreiflich finden. Das kann man aber nur, wenn man mit überaus flachem Blick in sie hineinschaut, der keine Ahnung davon zuläßt, daß wir in ein Meer von Räthseln und Unbegreiflichkeiten versenkt sind und unmittelbar weder die Dinge, noch uns selbst, von Grund aus kennen und verstehn. Die dieser Gesinnung entgegengesetzte ist es eben, welche macht, daß fast alle große Männer, unabhängig von Zeit und Nation, einen gewissen Anstrich von Aberglauben verrathen haben.

(Animalischer Magnetismus und Magie.)

---

## Die beiden Grundprobleme der Ethik.

170. Urtheilen aus eigenen Mitteln ist das Vorrecht Weniger: Die Uebrigen leitet Autorität und Beispiel. Sie sehen mit fremden Augen und hören mit fremden Ohren. Daher ist es gar leicht, zu denken, wie jetzt alle Welt denkt; aber zu denken, wie alle Welt über dreißig Jahre denken wird, ist nicht Jedermanns Sache.

(Vorrede zur ersten Auflage.)

---

171. Das Vortrefflichste in jeder Gattung, tritt, vermöge seiner Ursprünglichkeit, so neu und fremd an uns heran, daß, um es auf den ersten Blick zu erkennen, nicht nur Verstand, sondern auch große Bildung in der Gattung desselben erfordert wird: daher es, in der Regel, eine späte und umso spätere Anerkennung findet, als es höherer Gattung ist, und die wirklichen Erleuchter der Menschheit das Schicksal der Fixsterne theilen, deren

Licht viele Jahre braucht, ehe es bis zum Gesichtskreise der Menschen herabgelangt.

(Vorrede zur ersten Auflage.)

---

172. Der Charakter des Menschen ist empirisch. Durch Erfahrung allein lernt man ihn kennen, nicht bloß an Andern, sondern auch an sich selbst. —

Daher kann Keiner wissen, wie ein Anderer und auch nicht, wie er selbst in irgend einer bestimmten Lage handeln wird, ehe er darin gewesen: nur nach bestandener Probe ist er des Andern und erst dann auch seiner selbst gewiß. Dann aber ist er es: erprobte Freunde, geprüfte Diener sind sicher. (Die Freiheit des Willens.)

---

173. Der Charakter des Menschen ist konstant: er bleibt der selbe, das ganze Leben hindurch. —

Der Mensch ändert sich nie: wie er in einem Falle gehandelt hat, so wird er, unter völlig gleichen Umständen stets wieder handeln. — —

Folglich zu erwarten, daß ein Mensch, bei gleichem Anlaß, ein Mal so, ein ander Mal aber ganz anders handeln werde, wäre wie wenn man erwarten wollte, daß der selbe Baum, der diesen Sommer Kirschen trug, im nächsten Birnen tragen werde. (Die Freiheit des Willens.)

---

174. Alles was geschieht, vom Größten bis zum Kleinsten, geschieht nothwendig. Wer dabei erschrickt, hat noch Einiges zu lernen und Anderes zu verlernen: danach aber wird er erkennen, daß sie die ergiebigste Quelle des Trostes und der Beruhigung sind. (Die Freiheit des Willens.)

---

175. Auf der, wenn auch nicht deutlich erkannten, doch gefühlten Ueberzeugung von der strengen Nothwendigkeit alles Geschehenden beruht auch die bei den Alten so fest stehende Ansicht vom fatum, wie auch der Fatalismus der Mohammedaner, sogar auch der überall unvertilgbare Glaube

an Omina, weil eben selbst der kleinste Zufall nothwendig eintritt und alle Begebenheiten, so zu sagen, mit einander Tempo halten, mithin Alles in Allem wiederklingt. (Die Freiheit des Willens.)

---

176. Was würde aus dieser Welt werden, wenn nicht die Nothwendigkeit alle Dinge durchzöge und zusammenhielte, besonders aber der Zeugung der Individuen vorstände? Ein Monstrum, ein Schutthaufen, eine Fratze ohne Sinn und Bedeutung — nämlich das Werk des wahren und eigentlichen Zufalls. (Die Freiheit des Willens.)

---

177. Wünschen, daß irgend ein Vorfall nicht geschehen wäre, ist eine thörichte Selbstquälerei: denn es heißt etwas absolut Unmögliches wünschen, und ist so unvernünftig, wie der Wunsch, daß die Sonne im Westen aufginge. Weil eben alles Geschehende, Großes wie Kleines, *streng* nothwendig eintritt, ist es durchaus eitel, darüber

nachzudenken, wie geringfügig und zufällig die Ursachen waren, welche jenen Vorfall herbeigeführt haben, und wie so sehr leicht sie hätten anders sein können: denn dies ist illusorisch.

(Die Freiheit des Willens.)

---

178. Eine Thatsache des Bewußtseins ist das völlig deutliche und sichere Gefühl der Verantwortlichkeit für Das was wir thun, der Zurechnungsfähigkeit für unsre Handlungen, beruhend auf der unerschütterlichen Gewißheit, daß wir selbst die Thäter unsrer Thaten sind. — —

Da, wo die Schuld liegt, muß auch die Verantwortlichkeit liegen: und da diese das alleinige Datum ist, welches auf moralische Freiheit zu schließen berechtigt; so muß auch die Freiheit ebendaselbst liegen, also im Charakter des Menschen; um so mehr, als sie unmittelbar in den einzelnen Handlungen nicht anzutreffen

ist, als welche, unter Voraussetzung des Charakters, streng necessitirt eintreten. (Die Freiheit des Willens.)

---

179. Methaphysik der Natur, Metaphysik der Sitten und Metaphysik des Schönen setzen sich wechselseitig voraus und vollenden erst in ihrem Zusammenhange die Erklärung des Wesens der Dinge und des Daseins überhaupt.
(Die Grundlage der Moral.)

---

180. Der Egoismus, von dem wir alle strotzen, und welchen als unsre partie honteuse zu verstecken, wir die Höflichkeit erfunden haben, guckt aus allen ihm übergeworfenen Schleiern meistens dadurch hervor, daß wir in Jedem, der uns vorkommt, wie instinktmäßig, zunächst nur ein mögliches Mittel zu irgend einem unsrer stets zahlreichen Zwecke suchen. (Die Grundlage der Moral.)

---

181. In jedem, auch dem besten Menschen, steigen, auf äußern Anlaß, erregten Affekt, oder aus innerer Verstimmung, unreine, niedrige, boshafte Gedanken und Wünsche auf: für diese aber ist er moralisch nicht verantwortlich und dürfen sie sein Gewissen nicht belasten. Denn sie zeigen nur an, was der Mensch überhaupt, nicht aber was er, der sie denkt, zu thun fähig wäre. Denn andere Motive, die nur nicht augenblicklich und mit jenen zugleich ins Bewußtsein treten, stehen ihnen, bei ihm, entgegen; sodaß sie nie zu Thaten werden können. (Die Grundlage der Moral.)

---

182. An den Thaten allein lernt ein Jeder sich selbst, so wie die Andern, empirisch kennen, und nur sie belasten das Gewissen. Denn sie allein sind nicht problematisch, wie die Gedanken, sondern, im Gegensatz hievon, gewiß, stehen unveränderlich da, werden nicht bloß gedacht, sondern gewußt. (Die Grundlage der Moral.)

---

183. Da die Verantwortlichkeit eine Möglichkeit anders gehandelt zu haben, mithin Freiheit, auf irgend eine Weise voraussetzt; so liegt im Bewußtsein der Verantwortlichkeit mittelbar auch das der Freiheit. —

Die Freiheit gehört nicht dem empirischen, sondern allein dem intelligibeln Charakter an. Das operari eines gegebenen Menschen ist von Außen durch die Motive, von Innen durch seinen Charakter nothwendig bestimmt: daher Alles, was er thut, nothwendig eintritt. Aber in seinem Esse, da liegt die Freiheit. Er hätte ein anderer sein können: und in dem, was er ist, liegt Schuld und Verdienst. (Die Grundlage der Moral.)

---

184. Die Einsicht in die strenge Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen ist die Gränzlinie, welche die philosophischen Köpfe von den anderen scheidet. (Die Grundlage der Moral.)

---

185. Man würde sich in einem großen und sehr jugendlichen Irrthum befinden, wenn man glaubte, daß alle gerechte und legale Handlungen der Menschen moralischen Ursprungs wären. Vielmehr ist zwischen der Gerechtigkeit, welche die Menschen ausüben, und der ächten Redlichkeit des Herzens meistens ein analoges Verhältniß, wie zwischen der Aeußerungen der Höflichkeit und der ächten Liebe des Nächsten, welche nicht, wie jene, zum Schein, sondern wirklich den Egoismus überwindet. (Die Grundlage der Moral.)

---

186. Der Egoismus ist die erste und hauptsächlichste, wiewohl nicht die einzige Macht, welche die moralische Triebfeder zu bekämpfen hat. (Die Grundlage der Moral.)

---

187. Die Abwesenheit aller egoistischen Motivation ist das Kriterium einer Handlung von moralischem Werth. — — Als ganz inneres

und daher nicht so evidentes Merkmal der Handlungen von moralischem Werth kommt hinzu, daß sie eine gewisse Zufriedenheit mit uns selbst zurücklassen, welche man den Beifall des Gewissens nennt; wie denn gleichfalls die ihnen entgegengesetzten Handlungen der Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit, noch mehr die der Bosheit und Grausamkeit, eine entgegengesetzte innere Selbstbeurtheilung erfahren. (Die Grundlage der Moral.)

---

188. Das Mitleid ganz allein ist die wirkliche Basis aller freien Gerechtigkeit und aller ächten Menschenliebe. Nur sofern eine Handlung aus ihm entsprungen ist, hat sie moralischen Werth: und jede aus irgend welchen andern Motiven hervorgehende hat keinen. Sobald dieses Mitleid rege wird, liegt mir das Wohl und Wehe des Andern unmittelbar am Herzen, ganz in derselben Art, wenn auch nicht stets in demselben Grade, wie sonst allein das meinige: also ist jetzt der

Unterschied zwischen ihm und mir kein absoluter mehr. Allerdings ist dieser Vorgang erstaunenswürdig, ja, mysteriös. Er ist, in Wahrheit, das große Mysterium der Ethik, ihr Urphänomen und der Grenzstein, über welchen hinaus nur noch die metaphysische Spekulation einen Schritt wagen kann. (Die Grundlage der Moral.)

---

189. Das Mitleid selbst ist eine unleugbare Thatsache des menschlichen Bewußtseins, ist diesem wesentlich eigen, beruht nicht auf Voraussetzungen, Begriffen, Religionen, Dogmen, Mythen, Erziehung und Bildung; sondern ist ursprünglich und unmittelbar, liegt in der menschlichen Natur selbst, hält eben deßhalb unter allen Verhältnissen Stich und zeigt sich in allen Ländern und Zeiten.

(Die Grundlage der Moral.)

---

190. Aus der Ein für alle Mal erlangten Kenntniß von dem Leiden, welches jede ungerechte

Handlung nothwendig über Andere bringt, und welches durch das Gefühl des Unrechterduldens, d. h., der fremden Uebermacht, geschärft wird, geht in edeln Gemüthern die Maxime neminem laede hervor, und die vernünftige Ueberlegung erhebt sich zu dem Ein für alle Mal gefaßten, festen Vorsatz, die Rechte eines Jeden zu achten, sich keinen Eingriff in dieselben zu erlauben, sich von dem Selbstvorwurf, die Ursache fremder Leiden zu sein, frei zu erhalten und demnach nicht die Lasten und Leiden des Lebens, welche die Umstände Jedem zuführen, durch Gewalt oder List auf Andere zu wälzen, sondern sein bescheidenes Theil selbst zu tragen, um nicht das eines Andern zu verdoppeln.

(Die Grundlage der Moral.)

---

191. Obwohl Grundsätze und abstrakte Erkenntniß überhaupt keineswegs die Urquelle, oder erste Grundlage der Moralität sind; so sind sie doch

zu einem moralischen Lebenswandel unentbehrlich, als das Behältniß, das Réservoir, in welchem die aus der Quelle aller Moralität, als welche nicht in jedem Augenblicke fließt, entsprungene Gesinnung aufbewahrt wird, um, wenn der Fall der Anwendung kommt, durch Ableitungskanäle dahin zu fließen. — — Das Festhalten und Befolgen der Grundsätze, den ihnen entgegenwirkenden Motiven zum Trotz, ist Selbstbeherrschung. (Die Grundlage der Moral.)

---

192. Die Ungerechtigkeit, oder das Unrecht, besteht alle Mal in der Verletzung eines Andern. (Die Grundlage der Moral.)

---

193. Das Recht zur Lüge tritt bei jeder völlig unbefugten Frage ein, welche meine persönlichen, oder meine Geschäftsangelegenheiten betrifft, mithin vorwitzig ist, und deren Beantwortung nicht nur, sondern schon deren bloße Zurückweisung

durch „ich will's nicht sagen", als Verdacht erweckend, mich in Gefahr bringen würde. Hier ist die Lüge die Nothwehr gegen unbefugte Neugier, deren Motiv meistens kein wohlwollendes ist.

(Die Grundlage der Moral.)

---

194. Sobald ich bei einer guten That, sei es auch noch so entfernt und auf weitestem Umwege, mein eigenes Wohl im Auge habe, also wenn mich Rücksicht auf Belohnung, in dieser oder einer andern Welt, oder die zu erlangende Hochschätzung und der Ruf eines edeln Herzens, oder die Ueberlegung, daß der, dem heute ich helfe, mir ein Mal wieder helfen, oder sonst nützen und dienen könnte, endlich auch, wenn mich der Gedanke treibt, die Maxime des Edelmuths oder der Wohlthätigkeit müsse aufrecht erhalten werden, da sie mir doch auch einmal zu gute kommen könne, kurz, sobald mein Zweck irgend ein anderer ist, als ganz allein der rein objektive, daß ich

dem Andern geholfen, ihn aus seiner Noth und Bedrängniß gerissen, ihn von seinem Leiden befreit wissen will: und nichts darüber und nichts daneben! Nur dann, und ganz allein dann, habe ich wirklich jene Menschenliebe, caritas, bewiesen, welche gepredigt zu haben, das große, auszeichnende Verdienst des Christenthums ist.

(Die Grundlage der Moral.)

---

195. Wie ist es nun aber möglich, daß ein Leiden, welches nicht meines ist, nicht mich trifft, doch eben so unmittelbar, wie sonst nur mein eigenes, Motiv für mich werden, mich zum Handeln bewegen soll? Nur dadurch, daß ich es, obgleich mir nur als ein Aeußeres, bloß vermittelst der äußern Anschauung oder Kunde gegeben, dennoch mitempfinde, es als meines fühle, und doch nicht in mir, sondern in einem Andern, und also eintritt, was schon Calderon ausspricht: daß zwischen leiden sehen und leiden kein Unterschied

sei. — Dies aber setzt voraus, daß ich mich mit dem Andern gewissermaaßen identificirt habe, und folglich die Schranke zwischen Ich und Nicht-Ich, für den Augenblick, aufgehoben sei: nur dann wird die Angelegenheit des Andern, sein Bedürfniß, seine Noth, sein Leiden unmittelbar zum meinigen: dann erblicke ich ihn nicht mehr, wie ihn doch die empirische Anschauung giebt, als ein mir Fremdes, mir Gleichgültiges, von mir gänzlich Verschiedenes; sondern in ihm leide ich mit, trotz dem, daß seine Haut meine Nerven nicht einschließt. Nur dadurch kann sein Wehe, seine Noth, Motiv für mich werden: außerdem kann es durchaus nur meine eigene. Dieser Vorgang ist mysteriös: denn er ist etwas, wovon die Vernunft keine unmittelbare Rechenschaft geben kann, und dessen Gründe auf dem Wege der Erfahrung nicht auszumitteln sind. Und doch ist er alltäglich. (Die Grundlage der Moral.)

196. Gränzenloses Mitleid mit allen lebenden Wesen ist der festeste und sicherste Bürge für das sittliche Wohlverhalten und bedarf keiner Kasuistik. Wer davon erfüllt ist, wird zuverlässig Keinen verletzen, Keinen beeinträchtigen, Keinem wehe thun, vielmehr mit Jedem Nachsicht haben, Jedem verzeihen, Jedem helfen, so viel er vermag, und alle seine Handlungen werden das Gepräge der Gerechtigkeit und Menschenliebe tragen. Hingegen versuche man einmal zu sagen: „Dieser Mensch ist tugendhaft, aber er kennt kein Mitleid.“ Oder: „Es ist ein ungerechter und boshafter Mensch; jedoch ist er sehr mitleidig“; so wird der Widerspruch fühlbar. Der Geschmack ist verschieden; aber ich weiß mir kein schöneres Gebet, als Das, womit die Alt-Indischen Schauspiele schließen. Es lautet: „Mögen alle lebende Wesen von Schmerzen frei bleiben.“ (Die Grundlage der Moral.)

---

197. Unsere gehässige Stimmung gegen Andere, wird durch nichts so leicht beseitigt, als wenn

wir einen Gesichtspunkt fassen, von welchem aus sie unser Mitleid in Anspruch nehmen.

(Die Grundlage der Moral.)

---

198. Mitleid mit Thieren hängt mit der Güte des Charakters so genau zusammen, daß man zuversichtlich behaupten darf, wer gegen Thiere grausam ist, könne kein guter Mensch sein.

(Die Grundlage der Moral.)

---

199. Sehen wir einmal ganz ab von aller, vielleicht möglichen, metaphysischen Erforschung des letzten Grundes jenes Mitleids, aus welchem allein die nicht-egoistischen Handlungen hervorgehen können, und betrachten wir dasselbe vom empirischen Standpunkt aus, bloß als Naturanstalt; so wird Jedem einleuchten, daß zu möglichster Linderung der zahllosen und vielgestalteten Leiden, denen unser Leben ausgesetzt ist, und welchen Keiner ganz entgeht, wie zugleich als Gegengewicht des brennenden Egoismus, der alle Wesen erfüllt und

oft in Bosheit übergeht, — die Natur nichts Wirksameres leisten konnte, als daß sie in das menschliche Herz jene wundersame Anlage pflanzte, vermöge welcher das Leiden des Einen vom Andern mitempfunden wird, und aus der die Stimme hervorgeht, welche, je nachdem der Anlaß ist, Diesem „Schone"! Jenem „Hilf"! stark und vernehmlich zuruft. (Die Grundlage der Moral.)

---

200. Die Güte des Herzens besteht in einem tief gefühlten, universellen Mitleid, mit Allem was Leben hat, zunächst aber mit dem Menschen; weil mit der Steigerung der Intelligenz die Empfänglichkeit für das Leiden gleichen Schritt hält: daher die unzähligen, geistigen und körperlichen Leiden des Menschen das Mitleid viel stärker in Anspruch nehmen, als der allein körperliche und selbst da dumpfere Schmerz des Thieres.

(Die Grundlage der Moral.)

---

201. Das Grundwesentliche, das Entschiedene, im Moralischen, wie im Intellektuellen und wie im Physischen, ist das Angeborene: Die Kunst kann überall nur nachhelfen. Jeder ist, was er ist, gleichsam „von Gottes Gnaden".

(Die Grundlage der Moral.)

---

202. Was wir an Andern entweder hochachten und lieben, oder verachten und hassen, ist nicht ein Wandelbares und Vergängliches, sondern ein Bleibendes, ein für alle Mal Bestehendes: das was sie sind: und kommen wir etwa von ihnen zurück; so sagen wir nicht, daß sie sich geändert, sondern daß wir uns in ihnen geirrt haben. Eben so ist der Gegenstand unserer Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit uns selbst, Das, was wir sind, unwiderruflich sind und bleiben: dies erstreckt sich sogar auf die intellektuellen, ja auf die physiognomischen Eigenschaften. Wie sollte also nicht in Dem, was wir sind, Schuld und Verdienst liegen? (Die Grundlage der Moral.)

---

203. Die immer vollständiger werdende Bekanntschaft mit uns selbst, das immer mehr sich füllende Protokoll der Thaten, ist das Gewissen. Das Thema des Gewissens sind zunächst unsere Handlungen, und zwar sind es diejenigen, in welchen wir dem Mitleid, das uns aufforderte, Andere wenigstens nicht zu verletzen, ja sogar ihnen Hülfe und Beistand zu leisten, entweder kein Gehör gegeben haben, weil Egoismus, oder gar Bosheit uns, leitete; oder aber, mit Verleugnung dieser beiden, jenem Rufe gefolgt sind. Beide Fälle zeigen die Größe des Unterschiedes an, den wir zwischen uns und Andern machen. Auf diesem Unterschiede beruhen zuletzt die Grade der Moralität, oder Immoralität, d. h. der Gerechtigkeit und Menschenliebe, wie auch ihres Gegentheils. (Die Grundlage der Moral.)

---

204. Bei der Ethik ist das Bedürfniß einer metaphysischen Grundlage um so dringender, als die philosophischen, wie die religiösen Systeme darüber

einig sind, daß die ethische Bedeutsamkeit der Handlungen zugleich eine metaphysische, d. h. über die bloße Erscheinung der Dinge und somit auch über alle Möglichkeit der Erfahrung hinausreichende, demnach mit dem ganzen Dasein der Welt und dem Loose des Menschen in engster Beziehung stehende sein müsse; indem die letzte Spitze, in welche die Bedeutung des Daseins überhaupt auslaufe, zuverlässig das Ethische sei.

(Die Grundlage der Moral.)

---

205. Diese Erkenntniß, für welche im Sanskrit die Formel **tat — twam asi**, d. h. „dies bist Du," der stehende Ausdruck ist, ist es, die als Mitleid hervorbricht, auf welcher daher alle ächte, d. h. uneigennützige Tugend beruht und deren realer Ausdruck jede gute That ist. — —

Daher habe ich das Mitleid das große Mysterium der Ethik genannt.

(Die Grundlage der Moral.)

---

206. Die Rührung und Wonne, welche wir beim Anhören, noch mehr beim Anblick, am meisten beim eigenen Vollbringen, einer edlen Handlung empfinden, beruht im tiefsten Grunde darauf, daß sie uns die Gewißheit giebt, daß jenseit aller Vielheit und Verschiedenheit der Individuen, die das principium individuationis uns vorhält, eine Einheit derselben liege, welche wahrhaft vorhanden, ja, uns zugänglich ist, da sie ja eben faktisch hervortrat. (Die Grundlage der Moral.)

---

207. Der gute Charakter wird mit eben so vieler Zuversicht den Beistand Anderer anrufen, als er sich der Bereitwilligkeit bewußt ist, ihnen den seinigen zu leisten. Denn, wie gesagt, dem Einen ist die Menschenwelt Nicht-Ich, dem Andern „Ich noch ein Mal". (Die Grundlage der Moral.)

---

208. Der Großmüthige, welcher dem Feinde verzeiht und das Böse mit Gutem erwidert, ist

erhaben und erhält das höchste Lob; weil er sein selbsteigenes Wesen auch da noch erkannte, wo es sich entschieden verleugnete.

(Die Grundlage der Moral.)

---

209. Der, welcher in allen Andern, ja in Allem, was Leben hat, sein eigenes Wesen, sich selbst erblickte, dessen Dasein daher mit dem Dasein alles Lebenden zusammenfloß, der verliert durch den Tod nur einen kleinen Theil seines Daseins: er besteht fort in allen Andern, in welchen er ja sein Wesen und sein Selbst stets erkannt und geliebt hat, und die Täuschung verschwindet, welche sein Bewußtsein von dem Uebrigen trennte. Hierauf mag zum großen Theil die Verschiedenheit beruhen, zwischen der Art, wie besonders gute und überwiegend böse Menschen die Todesstunde entgegennehmen. (Die Grundlage der Moral.)

---

210. In allen Jahrhunderten hat die arme Wahrheit darüber erröthen müssen, daß sie paradox

war: und es ist doch nicht ihre Schuld. Sie kann nicht die Gestalt des thronenden allgemeinen Irrthums annehmen. Da sieht sie seufzend auf zu ihrem Schutzgott, der Zeit, welcher ihr Sieg und Ruhm zuwinkt, aber dessen Flügelschläge so groß und langsam sind, daß das Individuum darüber hinstirbt.

(Die Grundlage der Moral.)

# Parerga und Paralipomena.

## I. Band.

211. Was sich liebt und für einander geboren ist findet sich leicht zusammen: verwandte Seelen grüßen sich schon aus der Ferne.

(Ueber die Universitäts-Philosophie.)

---

212. Man kann die Denker eintheilen in solche, die für sich selbst, und solche, die für Andere denken: diese sind die Regel, jene die Ausnahme. Erstere sind demnach Selbstdenker im zwiefachen, und Egoisten im edelsten Sinne des Wortes: sie allein sind es, von denen die Welt Belehrung empfängt. Denn nur das Licht, welches Einer sich selber angezündet hat, leuchtet nachmals auch Andern. (Ueber die Universitäts-Philosophie.)

---

213. Wahrlich, uneigennützigste Aufrichtigkeit des Strebens, der unwiderstehliche Drang nach Ent-

räthselung des Daseins, der Ernst des Tiefsinns, der in das Innerste der Wesen einzudringen sich anstrengt, und die ächte Begeisterung für die Wahrheit, — dies sind die ersten und unerläßlichen Bedingungen zu dem Wagestücke, von Neuem hinzutreten vor die uralte Sphinx, mit einem abermaligen Versuch, ihr ewiges Räthsel zu lösen, auf die Gefahr, hinabzustürzen, zu so vielen Vorangegangenen, in den finstern Abgrund der Vergessenheit.

(Ueber die Universitäts-Philosophie.)

---

214. Hat einmal die Natur in günstigster Laune das seltenste ihrer Erzeugnisse, einen wirklich über das gewöhnliche Maaß hinaus begabten Geist, aus ihren Händen hervorgehn lassen, hat das Schicksal, in milder Stimmung, seine Ausbildung gestattet, ja, haben seine Werke endlich „den Widerstand der stumpfen Welt besiegt“ und sind als Muster anerkannt und anempfohlen, da dauert es nicht lange so kommen die Leute

mit einem Erdenkloß ihres Gelichters herangeschleppt, um ihn daneben auf den Altar zu stellen; eben weil sie nicht begreifen, nicht ahnden, wie aristokratisch die Natur ist: sie ist es so sehr, daß auf 300 Millionen ihrer Fabrikwaare noch nicht Ein wahrhaft großer Geist kommt; daher man alsdann Diesen gründlich kennen lernen, seine Werke als eine Art Offenbarung betrachten, sie unermüdlich lesen und diurna nocturnaque manu abnutzen, dagegen aber sämmtliche Alltagsköpfe liegen lassen soll, als Das, was sie sind, als etwas so Gemeines und Alltägliches, wie die Fliegen an der Wand.

(Ueber die Universitäts-Philosophie.)

---

215. Der Weg zur Wahrheit ist steil und lang: mit einem Block am Fuße wird ihn Keiner zurücklegen; vielmehr thäten Flügel noth.

(Ueber die Universitäts-Philosophie.)

---

216. Es ist nun aber doch nicht anders: aristokratisch ist die Natur, aristokratischer, als irgend ein

Feudal- und Kastenwesen. Demgemäß läuft ihre Pyramide von einer sehr breiten Basis in einen gar spitzen Gipfel aus. Und wenn es dem Pöbel und Gesindel, welches nichts über sich dulden will, auch gelänge, alle andern Aristokratien umzustoßen; so müßte es diese doch bestehen lassen, — und soll keinen Dank dafür haben: denn die ist so ganz eigentlich „von Gottes Gnaden".

(Ueber die Universitäts-Philosophie.)

---

217. Dem bloßen, reinen, offenbaren Zufall eine Absicht unterzulegen, ist ein Gedanke, der an Verwegenheit seines Gleichen sucht. — Es ist ein Gedanke, der, je nachdem man ihn versteht, der absurdeste, oder der tiefsinnigste sein kann.

(Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen.)

---

218. Die Einsicht, oder vielmehr die Ansicht, daß die Nothwendigkeit alles Geschehenden *keine blinde* sei, also der Glaube an einen eben so planmäßigen, wie nothwendigen Hergang in unserm

Lebenslauf, ist ein Fatalismus höherer Art, der jedoch nicht, wie der einfache, sich demonstriren läßt, auf welchen aber dennoch vielleicht Jeder, früher oder später, ein Mal geräth und ihn, nach Maaßgabe seiner Denkungsart, eine Zeit lang, oder auf immer festhält. Wir können denselben, zum Unterschiede von dem gewöhnlichen und demonstrabeln, den transscendenten Fatalismus nennen.

(Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen.)

---

219. Wenn wir manche Scenen unsrer Vergangenheit genau durchdenken, erscheint uns Alles darin so wohl abgekartet wie in einem recht planmäßig angelegten Roman. — — Schon bei der Geburt des Menschen, ist sein ganzer Lebenslauf, bis ins Einzelne, unwiderruflich bestimmt; so daß eine Somnambule in höchster Potenz ihn genau vorhersagen könnte. Wir sollten diese große und sichere Wahrheit im Auge behalten,

bei Betrachtung und Beurtheilung unſers Lebenslaufs, unſrer Thaten und Leiden.

(Ueber die anſcheinende Abſichtlichkeit im Schickſale des Einzelnen.)

---

220. Es iſt doch zu vermuthen, daß Das, was, im höchſten und wahrſten Sinne des Worts, für uns das Rechte und Zuträgliche iſt, wohl nicht Das ſein kann, was bloß projektirt, aber nie ausgeführt wurde, was alſo nie eine andere Exiſtenz, als die in unſern Gedanken, erhielt, — die vani disegni, ehe non han' mai loco des Arioſto, — und deſſen Vereitelung durch den Zufall wir nachher Zeit Lebens zu betrauern hätten; ſondern vielmehr Das, was real ausgeprägt wird im großen Bilde der Wirklichkeit und wovon wir, nachdem wir deſſen Zweckmäßigkeit erkannt haben, mit Ueberzeugung ſagen, ſo hat es kommen müſſen; daher denn für die Realiſirung des in dieſem Sinne Zweckmäßigen auf irgend eine Weiſe geſorgt ſein müßte, durch eine im tiefſten Grunde

der Dinge liegende Einheit des Zufälligen und Nothwendigen. Vermöge dieser müßten, beim menschlichen Lebenslauf, die innere, sich als instinktartiger Trieb darstellende Nothwendigkeit, sodann die vernünftige Ueberlegung und endlich die äußere Einwirkung der Umstände sich wechselseitig dergestalt in die Hände arbeiten, daß sie, am Ende desselben, wenn er ganz durchgeführt ist, ihn als ein wohlgegründetes, vollendetes Kunstwerk erscheinen ließen; obgleich vorher, als er noch im Werden war, an demselben, wie an jedem erst angelegten Kunstwerk, sich oft weder Plan, noch Zweck erkennen ließ. Wer aber erst nach der Vollendung hinzuträte und ihn genau betrachtete, müßte so einen Lebenslauf anstaunen als das Werk der überlegtesten Vorhersicht, Weisheit und Beharrlichkeit.

(Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen.)

---

221. Hat man einmal den Gesichtspunkt jenes transscendenten Fatalismus gefaßt und betrachtet

nun von ihm aus ein individuelles Leben; so hat man bisweilen das wunderlichste aller Schauspiele vor Augen, an dem Kontraste zwischen der offenbaren, physischen Zufälligkeit einer Begebenheit und ihrer moralisch-metaphysischen Nothwendigkeit, welche letztere jedoch nie demonstrabel ist, vielmehr immer noch bloß eingebildet sein kann.

(Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen.)

---

222. Wie in jenen dumpfen und blinden Urkräften der Natur, aus deren Wechselspiel das Planetensystem hervorgeht, schon eben der Wille zum Leben, welcher nachher in den vollendetesten Erscheinungen der Welt auftritt, das im Innern Wirkende und Leitende ist und er, schon dort, mittelst strenger Naturgesetze, auf seine Zwecke hinarbeitend, die Grundfeste zum Bau der Welt und ihrer Ordnung vorbereitet; — eben so nun sind alle, die Handlungen eines Menschen bestimmenden Begebenheiten, nebst der sie herbei-

führenden Kausalverknüpfung, doch auch nur die Objektivation des selben Willens, der auch in diesem Menschen selbst sich darstellt; woraus sich, wenn auch nur wie im Nebel, absehn läßt, daß sie sogar zu den speciellsten Zwecken jenes Menschen stimmen und passen müssen, in welchem Sinne sie alsdann jene geheime Macht bilden, die das Schicksal des Einzelnen leitet und als sein Genius, oder seine Vorsehung, allegorisirt wird. Rein objektiv betrachtet aber ist und bleibt es der durchgängige, Alles umfassende, ausnahmslose Kausalzusammenhang, — vermöge dessen Alles, was geschieht, durchaus streng und nothwendig eintritt, — welcher die Stelle der bloß mythischen Weltregierung vertritt, ja, den Namen derselben zu führen ein Recht hat.

(Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen.)

---

223. Wäre es nicht engbrüstiger Kleinmuth, es für unmöglich zu halten, daß die Lebensläufe

aller Menschen in ihrem Ineinandergreifen eben so viel concentus und Harmonie haben sollten, wie der Komponist den vielen, scheinbar durcheinander tobenden Stimmen seiner Symphonie zu geben weiß? Auch wird unsere Scheu vor jenem kolossalen Gedanken sich mindern, wenn wir uns erinnern, daß das Subjekt des großen Lebenstraumes in gewissem Sinne nur Eines ist, der Wille zum Leben, und daß alle Vielheit der Erscheinungen durch Zeit und Raum bedingt ist. Es ist ein großer Traum, den jenes Eine Wesen träumt: aber so, daß alle seine Personen ihn mitträumen.

(Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen.)

---

224. So geleitet jene unsichtbare und nur in zweifelhaftem Scheine sich kund gebende Lenkung uns bis zum Tode, diesem eigentlichen Resultat und insofern Zweck des Lebens. In der Stunde desselben drängen alle die geheimnißvollen Mächte, die das ewige Schicksal des Menschen bestimmen,

sich zusammen und treten in Aktion. Aus ihrem Konflikt ergiebt sich der Weg, den er jetzt zu wandern hat, bereitet nämlich seine Palingenesie vor, nebst allem Wohl und Wehe, welches in ihr begriffen und von Dem an unwiderruflich bestimmt ist. Hierauf beruht der hochernste, wichtige, feierliche und furchtbare Charakter der Todesstunde. Sie ist eine Krisis, im stärksten Sinne des Worts, — ein Weltgericht.

(Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen.)

---

225. Wer heut zu Tage die Thatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehns bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen. — —

Die Träume für bloßes Gedankenspiel, bloße Phantasiebilder ausgeben zu wollen, zeugt von Mangel an Besinnung, oder an Redlichkeit: denn offenbar sind sie von diesen specifisch verschieden.

(Versuch über Geisterſehen.)

---

226. Zu den ächten, persönlichen Vorzügen, dem großen Geiste, oder großen Herzen, verhalten sich alle Vorzüge des Ranges, der Geburt, selbst der königlichen, des Reichthums u. dgl. wie die Theaterkönige zu den wirklichen.

(Aphorismen zur Lebensweisheit.)

---

227. Für das Wohlsein des Menschen, ja, für die ganze Weise seines Daseins, ist die Hauptsache offenbar Das, was in ihm selbst besteht, oder vorgeht. Hier nämlich liegt unmittelbar sein inneres Behagen, oder Unbehagen, als welches zunächst das Resultat seines Empfindens, Wollens und Denkens ist; während alles außerhalb Gelegene doch nur mittelbar darauf Einfluß hat. Daher afficiren die selben äußern Vorgänge, oder Verhältnisse, Jeden ganz anders, und bei gleicher Umgebung lebt doch Jeder in einer andern Welt.

(Aphorismen zur Lebensweisheit.)

---

228. Die Welt, in der Jeder lebt, hängt zunächst ab von seiner Auffassung derselben, richtet sich daher nach der Verschiedenheit der Köpfe: dieser gemäß wird sie arm, schaal und flach, oder reich, interessant und bedeutungsvoll ausfallen. —

Alle Pracht und Genüsse, abgespiegelt im dumpfen Bewußtsein eines Tropfs, sind sehr arm, gegen das Bewußtsein des Cervantes, als er in einem unbequemen Gefängnisse den Don Quijote schrieb. —

(Aphorismen zur Lebensweisheit.)

---

229. Aus seiner Individualität kann Keiner heraus. Und wie das Thier unter allen Verhältnissen, in die man es setzt, auf den engen Kreis beschränkt bleibt, den die Natur seinem Wesen unwiderruflich gezogen hat, weshalb z. B. unsre Bestrebungen, ein geliebtes Thier zu beglücken, eben wegen jener Gränzen seines Wesens und Bewußtseins, — stets innerhalb enger Schranken sich halten müssen; so ist es auch mit dem Menschen:

durch seine Individualität ist das Maaß seines möglichen Glückes zum Voraus bestimmt.

(Aphorismen zur Lebensweisheit.)

---

230. Ein aus vollkommener Gesundheit und glücklicher Organisation hervorgehendes, ruhiges und heiteres Temperament, ein klarer, lebhafter, eindringender und richtig fassender Verstand, ein gemäßigter, sanfter Wille und demnach ein gutes Gewissen, Dies sind Vorzüge, die kein Rang oder Reichthum ersetzen kann. Denn was Einer für sich selbst ist, was ihn in die Einsamkeit begleitet und was Keiner ihm geben, oder nehmen kann, ist offenbar für ihn wesentlicher, als Alles, was er besitzen, oder auch was er in den Augen Anderer sein mag. — Nun aber gar Dem, welcher beständig den Genuß einer außerordentlichen, geistig eminenten Individualität hat, sind die meisten der allgemein angestrebten Genüsse ganz überflüssig, ja, nur störend und lästig.

(Aphorismen zur Lebensweisheit.)

---

231. Das Einzige, was in dieser Hinsicht in unsrer Macht steht, ist, daß wir die gegebene Persönlichkeit zum möglichsten Vortheile benutzen, demnach nur die ihr entsprechenden Bestrebungen verfolgen und uns um die Art von Ausbildung bemühen, die ihr gerade angemessen ist, jede andere aber meiden folglich den Stand, die Beschäftigung, die Lebensweise wählen, welche zu ihr passen.

(Aphorismen zur Lebensweisheit.)

---

232. Heiterkeit ist unmittelbarer Gewinn. Sie allein ist gleichsam die baare Münze des Glückes und nicht, wie alles Andere, bloß der Bankzettel; weil nur sie unmittelbar in der Gegenwart beglückt; weshalb sie das höchste Gut ist für Wesen, deren Wirklichkeit die Form einer untheilbaren Gegenwart zwischen zwei unendlichen Zeiten hat. — —

Vor Allem sollten wir bestrebt sein, uns den hohen Grad vollkommener Gesundheit zu er-

halten, als deſſen Blüthe die Heiterkeit ſich einſtellt.

(Von Dem, was Einer iſt.)

---

233. Der geiſtreiche Menſch wird vor Allem nach Schmerzloſigkeit, Ungehudeltſein, Ruhe und Muße ſtreben, folglich ein ſtilles, beſcheidenes, aber möglichſt unangefochtenes Leben ſuchen und demgemäß, nach einiger Bekanntſchaft mit den ſogenannten Menſchen, die Zurückgezogenheit und, bei großem Geiſte, ſogar die Einſamkeit wählen. Denn je mehr Einer an ſich ſelbſt hat, deſto weniger bedarf er von außen und deſto weniger auch können die Uebrigen ihm ſein. Darum führt die Eminenz des Geiſtes zur Ungeſelligkeit.

(Von Dem, was Einer iſt.)

---

234. In der Einſamkeit, wo Jeder auf ſich ſelbſt zurückgewieſen iſt, da zeigt ſich was er an ſich ſelber hat: da ſeufzt der Tropf im Purpur unter der unabwälzbaren Laſt ſeiner armſäligen

Individualität; während der Hochbegabte die ödeste Umgebung mit seinen Gedanken bevölkert und belebt. — Demgemäß wird man, im Ganzen, finden, daß Jeder in dem Maaße gesellig ist, wie er geistig arm und überhaupt gemein ist.

(Von Dem, was Einer ist.)

---

235. Was Einer dem Andern sein kann, hat seine sehr engen Gränzen: am Ende bleibt doch Jeder allein, und da kommt es darauf an, wer jetzt allein sei. — — Das Schicksal ist grausam und die Menschen sind erbärmlich. In einer so beschaffenen Welt gleicht Der, welcher viel an sich selber hat, der hellen, warmen, lustigen Weihnachtsstube, mitten im Schnee und Eise der Dezembernacht.

(Von Dem, was Einer ist.)

---

236. Der Mensch von überwiegenden Geistes-kräften ist der lebhaftesten Theilnahme auf dem Wege bloßer Erkenntniß, ohne alle Einmischung des Willens, fähig, ja bedürftig. Diese Theil-

nahme aber versetzt ihn alsdann in eine Region, welcher der Schmerz wesentlich fremd ist, gleichsam in die Atmosphäre der leicht lebenden Götter. — Ein solch innerlich Reicher bedarf von außen nichts weiter, als eines negativen Geschenks, nämlich freier Muße, um seine geistigen Fähigkeiten ausbilden und entwickeln und seinen innern Reichthum genießen zu können, also eigentlich nur der Erlaubniß, sein ganzes Leben hindurch, jeden Tag und jede Stunde, ganz er selbst sein zu dürfen. — — Denn die freie Muße eines Jeden ist so viel werth, wie er selbst werth ist.

(Von Dem, was Einer ist.)

---

237. Vorhandenes Vermögen soll man betrachten als eine Schutzmauer gegen die vielen möglichen Uebel und Unfälle; nicht als eine Erlaubniß oder gar Verpflichtung, die Plaisirs der Welt heranzuschaffen. (Von Dem, was Einer hat.)

---

238. Zum Wege der Thaten befähigt vorzüglich das große Herz; zu dem der Werke der große

Kopf. Jeder der beiden Wege hat seine eigenen Vortheile und Nachtheile. Der Hauptunterschied ist, daß die Thaten vorübergehn, die Werke bleiben. Die edelste That hat doch nur einen zeitweiligen Einfluß; das geniale Werk hingegen lebt und wirkt, wohlthätig und erhebend, durch alle Zeiten. Von den Thaten bleibt nur das Andenken, welches immer schwächer, entstellter und gleichgültiger wird, allmälig sogar erlöschen muß, wenn nicht die Geschichte es aufnimmt und es nun im petrificirten Zustande der Nachwelt überliefert. Die Werke hingegen sind selbst unsterblich, und können, zumal die schriftlichen, alle Zeiten durchleben. Von Alexander dem Großen lebt Name und Gedächtniß: aber Platon und Aristoteles, Homer und Horaz sind noch selbst da, leben und wirken unmittelbar. Die Veden, mit ihren Upanischaden, sind da: aber von allen den Thaten, die zu ihrer Zeit geschehn, ist gar keine Kunde auf uns gekommen.

(Von Dem, was Einer vorstellt.)

239. Als die oberste Regel aller Lebensweisheit sehe ich einen Satz an, den Aristoteles beiläufig ausgesprochen hat, in der Nikomachäischen Ethik: „Nicht dem Vergnügen, der Schmerzlosigkeit geht der Vernünftige nach. — — Demnach soll auch Der, welcher das Resultat seines Lebens, in eudämonologischer Rücksicht, ziehn will, die Rechnung nicht nach den Freuden, die er genossen, sondern nach den Uebeln, denen er entgangen ist, aufstellen. (Parünesen und Maximen.)

---

240. Wer die Lehre meiner Philosophie in sich aufgenommen hat und daher weiß, daß unser ganzes Dasein etwas ist, das besser nicht wäre und welches zu verneinen und abzuweisen die größte Weisheit ist, der wird auch von keinem Dinge, oder Zustand große Erwartungen hegen, nach nichts auf der Welt mit Leidenschaft streben, noch große Klagen erheben über sein Verfehlen irgend einer Sache; sondern er wird hievon durchdrungen sein:

Iſt einer Welt Beſitz für Dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber, es iſt nichts;
Und haſt Du einer Welt Beſitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber, es iſt nichts.
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
Geh' an der Welt vorüber — es iſt nichts.

(Anvari Soheili.)

(Paränesen und Maximen.)

---

241. Glänzende, rauſchende Feſte und Luſtbarkeiten, tragen ſtets eine Leere, wohl gar einen Mißton im Innern; ſchon weil ſie dem Elend und der Dürftigkeit unſers Daſeins laut widerſprechen, und der Kontraſt erhöht die Wahrheit.

(Paränesen und Maximen.)

---

242. Wenn man den Zuſtand eines Menſchen, ſeiner Glücklichkeit nach, abſchätzen will, ſoll man nicht fragen, nach Dem, was ihn vergnügt, ſondern nach Dem, was ihn betrübt: denn, je geringfügiger Dieſes, an ſich ſelbſt genommen, iſt, deſto glücklicher

ist der Mensch; weil ein Zustand des Wohlbefindens dazu gehört, um gegen Kleinigkeiten empfindlich zu sein: im Unglück spüren wir sie gar nicht. (Paränesen und Maximen.)

---

243. Man hüte sich, das Glück seines Lebens, auf ein breites Fundament zu bauen: denn auf einem solchen stehend stürzt es am leichtesten ein, weil es viel mehr Unfällen Gelegenheit darbietet und diese nicht ausbleiben. Das Gebäude unsers Glückes verhält sich also, in dieser Hinsicht, umgekehrt wie alle anderen, als welche auf breitem Fundament am festesten stehn. Seine Ansprüche, im Verhältniß zu seinen Mitteln jeder Art, möglichst niedrig zu stellen, ist demnach der sicherste Weg, großem Unglück zu entgehn. (Paränesen und Maximen.)

---

244. Ueberhaupt aber ergeht es uns im Leben wie dem Wanderer, vor welchem, indem er vorwärts schreitet, die Gegenstände andere Gestalten

annehmen, als die sie von ferne zeigten, und sich gleichsam verwandeln, indem er sich nähert. Besonders geht es mit unsern Wünschen so. Oft finden wir etwas ganz Anderes, ja Besseres, als wir suchten; oft auch das Gesuchte selbst auf einem ganz anderen Wege, als den wir zuerst vergeblich danach eingeschlagen haben. Zumal wird uns oft da, wo wir Genuß, Glück, Freude suchten, statt ihrer Belehrung, Einsicht, Erkenntniß, — ein bleibendes, wahrhaftes Gut, statt eines vergänglichen und scheinbaren. —

Vorzügliche und edle Menschen werden jener Erziehung des Schicksals bald inne und fügen sich bildsam und dankbar in dieselbe: sie sehen ein, daß in der Welt wohl Belehrung, aber nicht Glück zu finden sei, werden es sonach gewohnt und zufrieden, Hoffnungen gegen Einsichten zu vertauschen, und sagen endlich mit Petrarka: „Altro diletto che'mparar, non provo.“ Es kann damit sogar dahin kommen, daß sie ihren Wünschen und Bestrebungen gewissermaaßen nur

noch zum Schein und tändelnd nachgehn, eigentlich aber und im Ernst ihres Innern, bloß Belehrung erwarten; welches ihnen alsdann einen beschaulichen, genialen, erhabenen Anstrich giebt.

(Paränesen und Maximen.)

---

245. Wie der Wanderer erst, wenn er auf einer Höhe angekommen ist, den zurückgelegten Weg, mit allein seinen Wendungen und Krümmungen, im Zusammenhange erblickt und erkennt; so erkennen wir erst am Ende einer Periode unsers Lebens, oder gar des ganzen, den wahren Zusammenhang unserer Thaten, Leistungen und Werke, die genaue Konsequenz und Verkettung, ja, auch den Werth desselben.

(Paränesen und Maximen.)

---

246. Wir vergessen, daß jeder Tag ein integrirender und daher unersetzlicher Theil des Lebens ist, und betrachten ihn vielmehr als unter demselben so enthalten, wie die Individuen unter dem

Gemeinbegriff. Ebenfalls würden wir die Gegenwart beſſer würdigen und genießen, wenn wir, in guten und geſunden Tagen, uns ſtets bewußt wären, wie, in Krankheiten, oder Betrübniſſen, die Erinnerung uns jede ſchmerz- und entbehrungsloſe Stunde als unendlich beneidenswerth, als ein verlorenes Paradies, als einen verkannten Freund vorhält. Aber wir verleben unſere ſchönen Tage, ohne ſie zu bemerken: erſt wann die ſchlimmen kommen, wünſchen wir jene zurück.

(Paränesen und Maximen.)

---

247. Jede Beſchränkung, ſogar die geiſtige, iſt unſerm Glücke förderlich. Denn je weniger Erregung des Willens, deſto weniger Leiden: und wir wiſſen, daß das Leiden das Poſitive, das Glück blos negativ iſt. — —

Demgemäß wird die möglichſte Einfachheit unſrer Verhältniſſe und ſogar die Einförmigkeit der Lebensweiſe, ſo lange ſie nicht Langeweile erzeugt, beglücken; weil ſie das Leben ſelbſt,

folglich auch die ihm wesentliche Last, am wenigsten spüren läßt: es fließt dahin, wie ein Bach, ohne Wellen und Strudel. (Paränesen und Maximen.)

---

248. Um mit vollkommener Besonnenheit zu leben, und aus der eigenen Erfahrung alle Belehrung, die sie enthält, herauszuziehn, ist erfordert, daß man oft zurückdenke und was man erlebt, gethan, erfahren und dabei empfunden hat rekapitulire, auch sein ehemaliges Urtheil mit seinem gegenwärtigen, seinen Vorsatz und Streben mit dem Erfolg und der Befriedigung durch denselben vergleiche.

Dies ist die Repetition des Privatissimums, welches Jedem die Erfahrung liest.

(Paränesen und Maximen.)

---

249. Ueberhaupt aber kann Jeder im vollkommensten Einklange nur mit sich selbst stehen. — Daher ist der wahre, tiefe Friede des Herzens und die vollkommene Gemütsruhe, dieses, nächst

der Gesundheit, höchste irdische Gut, allein in der Einsamkeit zu finden und als dauernde Stimmung nur in der tiefsten Zurückgezogenheit. Ist dann das eigene Selbst groß und reich; so genießt man den glücklichsten Zustand, der auf dieser armen Erde gefunden werden mag.

(Paränesen und Maximen.)

---

250. In Allem, was unser Wohl und Wehe betrifft, sollen wir die Phantasie im Zügel halten. — Dazu gehört auch, daß wir ihr nicht gestatten, ehemals erlittenes Unrecht, Schaden, Verlust, Beleidigungen, Zurücksetzungen, Kränkungen u. dgl. uns wieder zu vergegenwärtigen und auszumalen; weil wir dadurch den längst schlummernden Unwillen, Zorn und alle gehässigen Leidenschaften wieder aufregen, wodurch unser Gemüth verunreinigt wird. Denn, nach einem schönen, vom Neuplatoniker Proklos beigebrachten Gleichniß, ist, wie in jeder Stadt, neben den Edeln und Ausgezeichneten, auch der Pöbel jeder Art wohnt, so in

jedem, auch dem edelsten und erhabensten Menschen das ganz Niedrige und Gemeine der menschlichen, ja thierischen Natur, der Anlage nach, vorhanden. Dieser Pöbel darf nicht zum Tumult aufgeregt werden, noch darf er aus den Fenstern schauen; da er sich häßlich ausnimmt: die bezeichneten Phantasiestücke sind aber die Demagogen desselben.

(Paränesen und Maximen.)

---

251. Hindernisse überwinden ist der Vollgenuß seines Daseins; sie mögen materieller Art sein, wie beim Handeln und Treiben, oder geistiger Art, wie beim Lernen und Forschen: der Kampf mit ihnen und der Sieg beglückt.

(Paränesen und Maximen.)

---

252. Es ist zum Erstaunen, wie leicht und schnell Homogeneität, oder Heterogeneität des Geistes und Gemüths zwischen Menschen sich im Gespräche kund giebt: an jeder Kleinigkeit wird sie fühlbar. Betreffe das Gespräch auch die fremd-

artigſten, gleichgültigſten Dinge; ſo wird, zwiſchen weſentlich Heterogenen, faſt jeder Satz des Einen dem Andern mehr oder minder mißfallen, mancher gar ihm ärgerlich ſein. Homogene hingegen fühlen ſogleich in Allem eine gewiſſe Uebereinſtimmung, die, bei großer Homogeneität, bald zur vollkommenen Harmonie, ja, zum Uniſono zuſammenfließt. (Paränesen und Maximen.)

---

253. Jeder kann dem Andern nur ſo viel ſein, wie dieſer ihm iſt. — Hieraus wird verſtändlich, wie die Gleichgeſinnten ſich ſo ſchnell zuſammen finden, gleich als ob ſie magnetiſch zu einander gezogen würden: — verwandte Seelen grüßen ſich von ferne. (Paränesen und Maximen.)

---

254. Was jedoch, ſelbſt bei vieler Uebereinſtimmung, Menſchen auseinander hält, auch wohl vorübergehende Disharmonie zwiſchen ihnen erzeugt, iſt die Verſchiedenheit der gegenwärtigen Stimmung, welche faſt immer für jeden eine

andere ist, nach Maaßgabe seiner gegenwärtigen Lage, Beschäftigung, Umgebung, körperlichen Zustandes, augenblicklichen Gedankenganges u. s. w. Daraus entstehen zwischen den harmonirendesten Persönlichkeiten Dissonanzen. Die zur Aufhebung dieser Störung erforderliche Korrektion stets vornehmen und eine gleichschwebende Temperatur einführen zu können, wäre eine Leistung der höchsten Bildung. (Paränesen und Maximen.)

---

255. Entfernung und lange Abwesenheit thun jeder Freundschaft Eintrag; so ungern man es gesteht. Denn Menschen, die wir nicht sehen, wären sie auch unsere geliebtesten Freunde, trocknen, im Laufe der Jahre, allmälig zu abstrakten Begriffen auf, wodurch unsere Theilnahme an ihnen mehr und mehr eine bloß vernünftige, ja traditionelle wird: die lebhafte und tiefgefühlte bleibt Denen vorbehalten, die wir vor Augen haben, und wären es auch nur geliebte Thiere. So sinnlich ist die menschliche Natur.

(Paränesen und Maximen.)

---

256. Unsere sämmtlichen persönlichen Angelegenheiten haben wir als Geheimniß zu betrachten, und unsern guten Bekannten müssen wir, über Das hinaus, was sie mit eigenen Augen sehn, völlig fremd bleiben. (Paränesen und Maximen.)

---

257. Es giebt etwas Weiseres in uns, als der Kopf ist. Wir handeln nämlich, bei den großen Zügen, den Hauptschritten unsers Lebenslaufes, nicht sowohl nach deutlicher Erkenntniß des Rechten, als nach einem innern Impuls, man möchte sagen Instinkt, der aus dem tiefsten Grunde unsers Wesens kommt, und bemäkeln nachher unser Thun nach deutlichen, aber auch dürftigen, erworbenen, ja, erborgten Begriffen, nach allgemeinen Regeln, fremdem Beispiele u. s. w., ohne das „Eines schickt sich nicht für Alle" genugsam zu erwägen; da werden wir leicht ungerecht gegen uns selbst. Aber am Ende zeigt es sich, wer Recht gehabt hat; und nur das glücklich erreichte

Alter ist, subjektiv und objektiv, befähigt, die Sache zu beurtheilen. (Paränesen und Maximen.)

---

258. Nur theoretisch und durch Vorhersehn ihrer Wirkung soll man die Zeit anticipiren, nicht praktisch, nämlich nicht so, daß man ihr vorgreife, indem man vor der Zeit verlangt, was erst die Zeit bringen kann. — —

Wir müssen daher in unsern Vorkehrungen nicht zu weit in die Zukunft greifen, sondern auch auf den Zufall rechnen und mancher Gefahr kühn entgegen sehn, hoffend, daß sie, wie so manche schwarze Gewitterwolke, vorüberzieht.

(Paränesen und Maximen.)

---

259. Die kleinen Unfälle, die uns stündlich vexiren, kann man betrachten als bestimmt, uns in Uebung zu erhalten, damit die Kraft, die großen zu ertragen, im Glück nicht ganz erschlaffe. Gegen die täglichen Hudeleien, kleinlichen Reibungen im menschlichen Verkehr, un-

bedeutende Anstöße, Ungebührlichkeiten Anderer, Klatschereien u. dergl. m. muß man ein gehörnter Siegfried sein, d. h. sie gar nicht empfinden, weit weniger sich zu Herzen nehmen und darüber brüten; sondern von dem Allen nichts an sich kommen lassen, es von sich stoßen, wie Steinchen, die im Wege liegen, und keineswegs es aufnehmen in das Innere seiner Ueberlegung und Rumination. (Paränesen und Maximen.)

---

260. Solange der Ausgang einer gefährlichen Sache nur noch zweifelhaft ist, solange nur noch die Möglichkeit, daß er ein glücklicher werde, vorhanden ist, darf an kein Zagen gedacht werden, sondern bloß an Widerstand. — — Das ganze Leben selbst, geschweige seine Güter, sind noch nicht so ein feiges Leben und Einschrumpfen des Herzens werth. (Paränesen und Maximen.)

---

261. Je älter man wird, desto kleiner erscheinen die menschlichen Dinge sammt und sonders: das

Leben, welches in der Jugend als fest und stabil vor uns stand, zeigt sich uns jetzt als die rasche Flucht ephemerer Erscheinungen: die Nichtigkeit des Ganzen tritt hervor.

(Vom Unterschiede der Lebensalter.)

---

262. Die ersten vierzig Jahre unsers Lebens liefern den Text, die folgenden dreißig den Kommentar dazu, der uns den wahren Sinn und Zusammenhang des Textes, nebst der Moral und allen Feinheiten desselben, erst recht verstehn lernt. (Vom Unterschiede der Lebensalter.)

---

# Parerga und Paralipomena.

## II. Band.

263. Je nachdem die Energie des Geistes gesteigert oder erschlafft ist (in folge des physiologischen Zustandes des Organismus), nimmt er einen Flug in sehr verschiedener Höhe, bisweilen oben im Aether schwebend und die Welt überschauend, bisweilen über die Moräste der Erde streifend, meistens zwischen beiden Extremen, aber diesem oder jenem näher! Der Wille vermag dabei nichts. (Kapitel 8.)

---

264. Gute, ernste Gedanken, über würdige Gegenstände, lassen sich nicht zu jeder Zeit willkürlich heraufbeschwören: Alles was wir thun können ist, ihnen den Weg frei zu halten, durch Verscheuchung aller futilen, läppischen, oder gemeinen Rumination und Abwendung von allen Flausen und Possen. — Sehr richtig ist die Bemerkung,

daß die eigenen Gedanken fast nur im Gehn oder Stehn, höchst selten im Sitzen kommen. (Kapitel 8.)

---

265. Unter sehr erregenden Umständen, ist ein treuer und aufrichtiger Freund von unschätzbarem Werth, weil er, selbst unbetheiligt, die Dinge sieht wie sie sind; während sie unserm Blicke durch die Gaukelei der Leidenschaften verfälscht sich darstellen. (Kapitel 8.)

---

266. Das Fatum der Alten ist nichts Anderes, als die zum Bewußtsein gebrachte Gewißheit, daß alles Geschehende durch die Kausalkette fest verbunden ist und daher streng nothwendig eintritt, demnach das Zukünftige schon vollkommen fest steht, sicher und genau bestimmt ist und daran so wenig etwas geändert werden kann, wie am Vergangenen. (Kapitel 8.)

---

267. Das Leben kann allerdings angesehen werden als ein Traum, und der Tod als das Erwachen.

Dann aber gehört die Persönlichkeit, das Individuum dem träumenden und nicht dem wachen Bewußtsein an; weshalb denn jenem der Tod sich als Vernichtung darstellt. (Kapitel 10.)

---

268. Da das Bewußtsein nicht unmittelbar dem Willen anhängt, sondern durch den Intellekt und dieser durch den Organismus bedingt ist; so bleibt kein Zweifel, daß durch den Tod das Bewußtsein erlischt, — wie ja schon durch den Schlaf und jede Ohnmacht. Aber getrost! was für ein Bewußtsein ist denn dieses? — ein cerebrales, ein animales, ein etwas höher potenzirtes thierisches, sofern wir es, im Wesentlichen, mit dem ganzen Thierreihe gemein haben, wenngleich es in uns seinen Gipfel erreicht. — Der Zustand hingegen, in welchen uns der Tod zurückversetzt, ist unser ursprünglicher, d. h. ist der selbsteigene Zustand des Wesens, dessen Urkraft in der Hervorbringung und Unterhaltung des jetzt aufhörenden Lebens sich darstellt. (Kapitel 10.)

---

269. Wenn wir nun, durch den Tod, den Intellekt einbüßen; so werden wir dadurch nur in den erkenntnißlosen Urzustand versetzt, der aber deshalb nicht ein schlechthin bewußtloser, vielmehr ein über jene Form erhabener sein wird, ein Zustand, wo der Gegensatz von Subjekt und Objekt wegfällt; weil hier das zu Erkennende mit dem Erkennenden selbst wirklich und unmittelbar Eins sein würde, also die Grundbedingung alles Erkennens fehlt.

(Kapitel 10.)

270. Es wird im tiefsten Innern, vielleicht eines Jeden, dann und wann ein Mal, ein Bewußtsein sich spüren lassen, daß ihm doch eigentlich eine ganz andere Art von Existenz zukäme, als diese so unaussprechlich lumpige, zeitliche, individuelle, mit lauter Miseren beschäftigte; wobei er dann denkt, daß zu jener der Tod ihn zurückführen könnte.

(Kapitel 10.)

271. Wenn man stirbt, sollte man seine Individualität abwerfen, wie ein altes Kleid, und sich freuen über die neue und bessere, die man

jetzt, nach erhaltener Belehrung, dagegen annehmen wird. (Kapitel 10.)

---

272. Wenn nicht der nächste und unmittelbare Zweck unsers Lebens das Leiden ist; so ist unser Dasein das Zweckwidrigste auf der Welt. Denn es ist absurd, anzunehmen, daß der endlose, aus der dem Leben wesentlichen Noth entspringende Schmerz, davon die Welt überall voll ist, zwecklos und rein zufällig sein sollte. (Kapitel 12.)

---

273. Der wirksamste Trost, bei jedem Unglück, in jedem Leiden, ist, hinzusehen auf die Andern, die noch unglücklicher sind, als wir: und Dies kann Jeder. Was aber ergiebt sich daraus für das Ganze? (Kapitel 12.)

---

274. Zur Plage unsers Daseins trägt nicht wenig auch dieses bei, daß stets die Zeit uns drängt, und nicht zu Athem kommen läßt und hinter Jedem her ist, wie ein Zuchtmeister mit der Peitsche. (Kapitel 12.)

---

275. Sogar bedarf Jeder allezeit eines gewiſſen Quantums Sorge, oder Schmerz, oder Noth, wie das Schiff des Ballaſts, um feſt und gerade zu gehn. (Kapitel 12.)

---

276. Dieſes den Thieren eigene, gänzliche Aufgehn in der Gegenwart trägt viel bei zu der Freude, die wir an unſern Hausthieren haben: ſie ſind die perſonificirte Gegenwart und machen uns gewiſſermaaßen den Werth jeder unbeſchwerten und ungetrübten Stunde fühlbar, während wir mit unſern Gedanken meiſtens über dieſe hinausgehn und ſie unbeachtet laſſen. (Kapitel 12.)

---

277. Das Leben iſt ein Penſum zum Abarbeiten. (Kapitel 12.)

---

278. Der rechte Maaßſtaab zur Beurtheilung eines jeden Menſchen iſt, daß er eigentlich ein Weſen ſei, welches gar nicht exiſtiren ſollte, ſondern ſein Daſein abbüßt durch vielgeſtaltetes Leiden und Tod: — was kann man von einem

solchen erwarten? Sind wir denn nicht Alle zum Tode verurtheilte Sünder? Wir büßen unsere Geburt erstlich durch das Leben und zweitens durch das Sterben ab. — Dies allegorisirt auch die Erbsünde. (Kapitel 12.)

---

279. Wenn in schweren, grausenhaften Träumen die Beängstigung den höchsten Grad erreicht: so bringt eben sie selbst uns zum Erwachen, durch welches alle jene Ungeheuer der Nacht verschwinden. Das Selbe geschieht im Traume des Lebens, wann der höchste Grad der Beängstigung uns nöthigt, ihn abzubrechen. (Kapitel 13.)

---

280. Das Leben ist durchaus anzusehn als eine strenge Lektion, die uns ertheilt wird, wenngleich wir, mit unsern auf ganz andere Zwecke angelegten Denkformen, nicht verstehen können, wie wir haben dazu kommen können, ihrer zu bedürfen. Demgemäß aber sollen wir auf unsere dahingeschiedenen Freunde zurücksehn mit Be-

friedigung, erwägend, daß sie ihre Lektion überstanden haben, und mit dem herzlichen Wunsch, daß sie angeschlagen habe; und vom selben Gesichtspunkt aus sollen wir unserm eigenen Tode entgegensehn, als einer erwünschten und erfreulichen Begebenheit; — statt, wie meistens geschieht, mit Zagen und Grausen. (Kapitel 14.)

---

281. Ein glückliches Leben ist unmöglich: das höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt Der, welcher in irgend einer Art und Angelegenheit, für das Allen irgendwie zu Gute Kommende, mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird. Dann bleibt er, am Schluß, wie der Prinz im Re corvo des Gozzi, versteinert, aber in edler Stellung und mit großmüthiger Gebärde stehn.

Sein Andenken bleibt und wird als Das eines Heros gefeiert; sein Wille, durch Mühe und

Arbeit, schlechten Erfolg und Undank der Welt, ein ganzes Leben hindurch, mortificirt, erlischt in der Nirwana. (Kapitel 14.)

---

282. Nicht Erbarmen, sondern Gerechtigkeit ist man dem Thiere schuldig, — und bleibt sie meistens schuldig, in Europa, diesem Welttheil, der vom foetor Judaicus so durchzogen ist, daß die augenfällige simple Wahrheit: „Das Thier ist im Wesentlichen das Selbe wie der Mensch" ein anstößiges Paradoxon ist. —

Bei den Hindu und Buddhaisten hingegen gilt das große Wort „Tat-twam asi", welches allezeit über jedes Thier auszusprechen ist, um uns die Identität des innern Wesens in ihm und uns gegenwärtig zu erhalten, zur Richtschnur unseres Thuns. (Kapitel 15.)

---

283. Zu Vivisektionen ist Keiner berechtigt, der nicht schon Alles, was über das zu untersuchende Verhältniß in Büchern steht, kennt und weiß. (Kapitel 15.)

---

284. Wenn es überhaupt mit aller Geschichte viel auf sich haben sollte, müßte unser Geschlecht nicht ein so erzlügenhaftes sein, wie es leider ist.

(Kapitel 15.)

285. Wie athmet doch der Oupnekhat durchweg den heiligen Geist der Veden! Wie wird doch Der, dem, durch fleißiges Lesen, das Persisch-Latein dieses unvergleichlichen Buches geläufig geworden, von seinem Geist im Innersten ergriffen! Wie ist doch jede Zeile so voll fester, bestimmter und durchgängig zusammenstimmender Bedeutung! Und aus jeder Seite treten uns tiefe, ursprüngliche, erhabene Gedanken entgegen, während ein hoher und heiliger Ernst über dem Ganzen schwebt. Alles athmet hier Indische Luft und ursprüngliches, naturverwandtes Dasein. Und o, wie wird hier der Geist rein gewaschen von allem ihm früh eingeimpften jüdischen Aberglauben und aller diesem fröhnenden Philosophie! Es ist die belohnendste und erhebendste Lektüre, die (den Urtext ausgenommen) auf der Welt möglich ist: sie ist

der Troſt meines Lebens geweſen und wird der meines Sterbens ſein. (Kapitel 16.)

---

286. Das vollkommene Gegnügen, die finale Beruhigung, der wahre wünſchenswerthe Zuſtand ſtellen ſich uns immer nur im Bilde dar, im Kunſtwerk, im Gedicht, in der Muſik. Freilich könnte man hieraus die Zuverſicht ſchöpfen, daß ſie doch irgendwo vorhanden ſein müſſen. (Kapitel 19.)

---

287. Jene rein objektive Auffaſſung der Welt und der Dinge, welche als Urerkenntniß jeder künſtleriſchen, dichteriſchen und rein philoſophiſchen Konception zum Grund liegt, iſt, ſowohl aus objektiven als aus ſubjektiven Gründen, nur eine vorübergehende, indem theils die dazu erforderte Anſpannung nicht anhalten kann, theils der Lauf der Welt nicht erlaubt, daß wir durchweg, wie der Philoſoph nach der Definition des Pythagoras, ruhige und antheilsloſe Zuſchauer darin bleiben, ſondern Jeder im großen Marionettenſpiel des

Lebens doch mitagiren muß und fast immer den Draht fühlt, durch welchen auch er damit zusammenhängt und in Bewegung gesetzt wird.

(Kapitel 19.)

288. Zum Maaßstab eines Genie's soll man nicht die Fehler in seinen Produktionen, oder die schwächeren seiner Werke nehmen, um es dann danach tief zu stellen; sondern bloß sein Vortrefflichstes. Denn auch im Intellektuellen klebt Schwäche und Verkehrtheit der menschlichen Natur so fest an, daß selbst der glänzendste Geist nicht durchweg und jederzeit von ihnen frei ist.

(Kapitel 20.)

289. Wie nun aber doch die Sonne eines Auges bedarf, um zu leuchten, die Musik eines Ohres, um zu tönen; so ist auch der Werth aller Meisterwerke, in Kunst und Wissenschaft, bedingt durch den verwandten, ihnen gewachsenen Geist, zu dem sie reden. Nur er besitzt das Zauberwort, wodurch die in solche Werke gebannten Geister rege werden und sich zeigen. Der gemeine Kopf steht

vor ihnen, wie vor einem verschlossenen Zauberschrank, oder vor einem Instrumente, das er nicht zu spielen versteht. (Kapitel 20.)

---

290. Zu der kurzen Spanne Zeit, in der sie leben, verhalten sich die großen Geister wie große Gebäude zu einem engen Platze, auf dem sie stehn. Man sieht nämlich diese nicht in ihrer Größe, weil man zu nahe davor steht; und aus der analogen Ursache wird man jene nicht gewahr; aber wann ein Jahrhundert dazwischen liegt, werden sie anerkannt und zurückgewünscht. (Kapitel 20.)

---

291. Das viele Lesen nimmt dem Geiste alle Elasticität; wie ein fortdauernd drückendes Gewicht sie einer Springfeder nimmt; und ist, um keine eigenen Gedanken zu haben, das sicherste Mittel, daß man in jeder freien Minute sogleich ein Buch zur Hand nehme. Diese Praxis ist der Grund, warum die Gelehrsamkeit die meisten Menschen

noch geistloser und einfältiger macht, als sie schon von Natur sind. (Kapitel 22.)

---

292. Das charakteristische Merkmal der Geister ersten Ranges ist die Unmittelbarkeit aller ihrer Urtheile. Alles was sie vorbringen ist Resultat ihres selbsteigenen Denkens und kündigt sich, schon durch den Vortrag, überall als solches an. Sie haben sonach, gleich dem Fürsten, eine Reichsunmittelbarkeit, im Reiche der Geister: die Uebrigen sind alle mediatisirt; welches schon an ihrem Stil, der kein eigenes Gepräge hat, zu ersehn ist. (Kapitel 22.)

---

293. Im Reiche der Wirklichkeit, so schön, glücklich und anmuthig sie auch ausgefallen sein mag, bewegen wir uns doch stets nur unter dem Einfluß der Schwere, welcher unaufhörlich zu überwinden ist: hingegen sind wir, im Reiche der Gedanken, unkörperliche Geister, ohne Schwere und ohne Noth. Daher kommt kein Glück auf Erden dem gleich, welches ein schöner und frucht-

barer Geist, zur glücklichen Stunde, in sich selbst findet. (Kapitel 22.)

---

294. Naivetät bleibt das Ehrenkleid des Genies, wie Nacktheit das der Schönheit. (Kapitel 23.)

---

295. Zu verlangen, daß Einer Alles, was er je gelesen, behalten haben sollte, ist wie verlangen, daß er Alles, was er je gegessen hat, noch in sich trage. Er hat von Diesem leiblich, von Jenem geistig gelebt und ist dadurch geworden was er ist. Wie aber der Leib, das ihm Homogene assimilirt; so wird Jeder behalten, was ihn interessirt, d. h. was in sein Gedankensystem oder zu seinen Zwecken paßt. (Kapitel 24.)

---

296. Um das Gute zu lesen, ist eine Bedingung, daß man das Schlechte nicht lese: denn das Leben ist kurz, Zeit und Kräfte beschränkt.

(Kapitel 24.)

297. Jedes animalische Wesen, zumal der Mensch, bedarf, um in der Welt bestehn und fortkommen zu können, einer gewissen Angemessenheit und Proportion zwischen seinem Willen und seinem Intellekt. Je genauer und richtiger nun die Natur diese getroffen hat, desto leichter, sicherer und angenehmer wird er durch die Welt kommen. (Kapitel 26.)

298. Gar Manches, was der Macht der Gewohnheit zugeschrieben wird, beruht vielmehr auf der Konstanz und Unveränderlichkeit des ursprünglichen und angeborenen Charakters, in Folge welcher wir, unter gleichen Umständen, stets das Selbe thun, welches daher mit gleicher Nothwendigkeit das erste, wie das hundertste Mal geschah. (Kapitel 26.)

299. Jede Trennung giebt einen Vorschmack des Todes, — und jedes Wiedersehn einen Vorschmack der Auferstehung. (Kapitel 26.)

300. Der tiefe Schmerz, beim Tode jedes befreundeten Wesens, entsteht aus dem Gefühle, daß in jedem Individuo etwas Unaussprechliches, ihm allein Eigenes und daher durchaus Unwiederbringliches liegt. (Kapitel 26.)

---

301. Wen die Hoffnung, den hat auch die Furcht verlassen. (Kapitel 26.)

---

302. Gewiß ist, daß oft über die Handlungen der Andern, bisweilen sogar über unsere eigenen, erst nach vielen Jahren das rechte Licht uns aufgeht. — Und wie im eigenen Leben, so ist es auch in der Geschichte. (Kapitel 26.)

---

303. Mit den menschlichen Glückszuständen verhält es sich meistens wie mit gewissen Baumgruppen, welche, von ferne gesehn, sich wunderschön ausnehmen: geht man aber hinan und hinein; so verschwindet diese Schönheit: man weiß nicht, wo sie geblieben ist, und steht eben

zwischen Bäumen. Darauf beruht es, daß wir so oft die Lage des Andern beneiden.

(Kapitel 26.)

---

304. Welche Kräfte, zum Leiden und Thun, Jeder in sich trägt, weiß er nicht, bis ein Anlaß sie in Thätigkeit setzt; — wie man dem im Teiche ruhenden Wasser, mit glattem Spiegel, nicht ansieht, mit welchem Toben und Brausen es vom Felsen unversehrt herabzustürzen, oder wie hoch es als Springbrunnen sich zu erheben fähig ist; oder auch, wie man die im eiskalten Wasser latente Wärme nicht ahndet. (Kapitel 26.)

---

305. Der Wille als das durchaus Gemeinsame ist eben auch das Gemeine. Demgemäß ist jedes heftige Hervortreten desselben gemein: d. h. es setzt uns herab zu einem bloßen Beispiel und Exemplare der Gattung: denn wir zeigen alsdann eben nur den Charakter derselben.

(Kapitel 26.)

---

306. Es giebt kein sichereres Merkmal der Größe, als kränkende oder beleidigende Äußerungen unbeachtet hingehn zu lassen, indem man sie, eben wie unzählige andere Irrthümer, der schwachen Erkenntniß des Redenden ohne Weiteres zuschreibt und daher sie bloß wahrnimmt, ohne sie zu empfinden. (Kapitel 26.)

---

307. Jeder hält das Ende seines Gesichtskreises für das der Welt: dies ist im Intellektuellen so unvermeidlich, wie im physischen Sehn der Schein, daß am Horizont der Himmel die Erde berühre. Darauf aber beruht, unter Anderm, auch dies, daß Jeder uns mit seinem Maaßstabe mißt, der meistens eine bloße Schnellerelle ist, und wir uns Solches gefallen lassen müssen: wie auch, daß Jeder seine Kleinheit uns andichtet, welche Fiktion ein für alle Mal zugestanden ist. (Kapitel 26.)

---

308. Alles Ursprüngliche, und daher alles Aechte im Menschen wirkt, als solches, wie die Natur-

kräfte, unbewußt. — — Demnach nun sind alle ächten und probehaltigen Eigenschaften des Charakters und des Geistes ursprünglich unbewußte, und nur als solche machen sie tiefen Eindruck. (Kapitel 26.)

---

309. Man lernt nur dann und wann etwas; aber man vergißt den ganzen Tag. Dabei gleicht unser Gedächtniß einem Siebe, das, mit der Zeit und durch den Gebrauch, immer weniger dicht hält; sofern nämlich, je älter wir werden, desto schneller aus dem Gedächtniß was wir ihm jetzt noch anvertrauen verschwindet: hingegen bleibt, was in den ersten Zeiten sich festgesetzt hat. (Kapitel 26).

---

310. Daß bisweilen, scheinbar ohne allen Anlaß, längstvergangene Scenen uns plötzlich und lebhaft in die Erinnerung treten, mag, in vielen Fällen, daher kommen, daß ein leichter, nicht zum deutlichen Bewußtsein gelangender Geruch, jetzt gerade wie damals von uns gespürt wurde. (Kapitel 26.)

---

311. Die Menschen bedürfen der Thätigkeit nach außen; weil sie keine nach innen haben. Wo hingegen diese Statt findet, ist jene vielmehr eine sehr ungelegene, ja, oft verwünschte Störung und Abhaltung. (Kapitel 26.)

---

312. Mit Ausnahme der schönen, der gutmüthigen und der geistreichen Gesichter, — also höchst weniger und seltener, — wird, glaube ich, feinfühlenden Personen jedes neue Gesicht meistens eine dem Schreck verwandte Empfindung erregen, indem es, in neuer und überraschender Kombination, das Unerfreuliche darbietet. (Kapitel 29.)

---

313. Wer im Luftballon aufsteigt sieht nicht sich erheben, sondern die Erde herabsinken, tiefer und immer tiefer. — Was soll das? Ein Mysterium, welches nur die Beipflichtenden verstehn. (Kapitel 31.)

---

## 314. Sonnenstrahl durch Wolken, im Sturme.

O wie ruhst Du im Sturme, der Alles beugt und zerstreuet,
Fest, unerschüttert und still, Du Strahl der erheiternden Sonne!
Lächelnd, wie Du, wie Du mild, wie Du fest und in ewiger Klarheit,
Ruhet der Weise im Sturm des jammer- und angstvollen Lebens.

(Verse.)

---

315. Je klarer und heller in einem Menschen das Bewußtsein, die Anschauung der Welt ist, desto mehr wird sich ihm das Räthselhafte des Daseins aufdringen, desto stärker wird das Bedürfniß gefühlt werden, irgend einen Abschluß, eine Rechenschaft vom Leben und Dasein überhaupt zu erhalten; desto weniger wird man zufrieden sein, eben nur zu leben und in der

Dürftigkeit dieses Lebens die sich täglich meldende Noth immer nur abzuwehren, bis unter vielen getäuschten Hoffnungen und überstandenen Leiden, das Leben eben abgelaufen ist, ohne das man sich die Muße gemacht hätte, je ernstlich darüber nachzudenken. (Einleitung in die Philosophie [Nachlaß].)

---

316. Man kann sagen: die philosophische Anlage bestehe darin, daß man sich über das Gewöhnliche und Alltägliche verwundere und daher das Allgemeine der Erscheinungen zu seinem Problem macht. (Einleitung in die Philosophie [Nachlaß].)

# Neue Paralipomena.

317. Philoſophie ſoll das Göttliche, das, über allen Verſtand, dem Menſchen ſich offenbart, im Verſtand als einem dauernden Behälter in der Zeit niederlegen, ihn achtend und ſeine Geſetze ſchonend. (Kapitel 1.)

---

318. Finden wir Widerſprüche in der Welt, ſo iſt dies ein Zeichen, daß wir den wahren Kriticismus noch nicht beſitzen und was Zwei iſt für Eins halten. (Kapitel 1.)

---

319. Die Wonne der Kontemplation beſteht darin, daß wir, von der Qual des Wollens befreit, reines Subjekt des Erkennens ſind und ſo einen Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens feiern: zur andern Hälfte fließt ſie aus der Erkenntniß des wahren Weſens der Welt, d. i. der Idee. (Kapitel 1.)

---

320. Meint ihr denn, die Philosophie werde nicht sein wie jedes ächte Kunstwerk, das unerreichbare Maaß, an dem Jeder seine eigne Höhe mißt? sondern sie werde sein wie ein Rechnungs-Exempel, das auch der Beschränkteste und Geistesärmste sich vollständig aneignen und übersehen kann? (Kapitel 1.)

---

321. Völlig genielose Menschen können die Einsamkeit gar nicht ertragen: die Betrachtung der Natur, der Welt, unterhält sie nicht. Das kommt daher, weil sie immer nur ihren Willen vor Augen haben und deshalb von den Gegenständen gar nichts sehn, als deren Beziehung auf ihren Willen, ihre Person. (Kapitel 4.)

---

322. Wenn wir aus einem uns lebhaft afficirenden Traum erwachen, so ist was uns von seiner Nichtigkeit überzeugt, nicht sowohl sein Verschwinden, als das Aufdecken einer zweiten Wirklichkeit, die unter jener uns so sehr bewegenden

verborgen lag und nun hervortritt. Wir haben eigentlich Alle eine bleibende Ahndung oder Vorgefühl, daß auch unter dieser Wirklichkeit, in der wir leben und sind, eine zweite ganz andre verborgen liegt: die ist das Ding an sich.

(Kapitel 5.)

---

323. Daß der so unermeßliche Unterschied zwischen Menschen höherer und niederer Art nicht hingereicht hat, zwei Species zu konstituiren, könnte Einen wundern, wohl gar betrüben. (Kapitel 6).

---

324. Bei der Vollziehung von Handlungen, durch die unser Lebenslauf eine neue Wendung erhalten wird, ohne daß wir es jetzt wissen, auch beim Eintritt von Begebenheiten, durch welche unser Schicksal umschlägt von der guten auf die böse Seite, oder umgekehrt; — ergreift uns die Bedeutsamkeit und Wichtigkeit des Augenblicks, ohne daß wir wissen, weßhalb; das Vorgefühl des Zukünftigen macht seinen Eindruck; es ist wie wenn beim Biegen um eine Ecke sich

die neue Aussicht öffnet. Entweder in Folge eines im Wachen vergessenen somnambulen Vorhersehens; oder weil wir in Folge des gethanen Schrittes zwar nicht deutlich vorhersehn, aber doch ein Gefühl, d. h. eine verworrene Ansicht, davon haben. (Kapitel 6.)

---

325. Es giebt nur Eine Heilkraft, und das ist die der Natur: in Salben und Pillen steckt keine. (Kapitel 6.)

---

326. Die Unschuld ist wesentlich dumm. Dies daher, weil der Zweck des Lebens der ist, daß wir unsern eignen bösen Willen erkennen, daß er Objekt für uns werde und wir demnach uns im Innersten bekehren. — Im Stande der Unschuld, wo aus Mangel an Versuchung das Böse unterbleibt, ist daher der Mensch gleichsam nur der Apparat zum Leben, und das, wozu dieser Apparat da ist, bleibt noch aus. Eine solche leere Form des Lebens, leere Schaubühne, ist an

sich selbst wie alle sogenannte Realität (Welt) nichtig, und da sie nur durch Handlung, Irrthum, Erkenntniß, durch die Konvulsionen des Willens, Bedeutung erhalten kann, ist ihr Charakter Nüchternheit, Dummheit. Ein goldenes Zeitalter der Unschuld, ein Schlaraffenland, ist daher fade und dumm; auch eben nicht ehrwürdig. Der erste Verbrecher, der erste Mörder, Kain, der die Schuld und durch sie erst in der Reue die Tugend und somit die Bedeutung des Lebens erkannt hat, ist eine tragische Figur, bedeutender und fast ehrwürdiger als alle die unschuldigen Schlaraffen. (Kapitel 7).

---

327. Der Charakter modificirt unser Leben mehr als wir denken und es ist gewissermaßen wahr, daß jeder seines Glückes Schmidt ist. Zwar scheint es uns als werde unser Loos uns fast ganz von außen zugetheilt und uns gleichsam wie eine fremde Melodie durch das Ohr beigebracht. Aber beim Rückblick auf die Vergangen-

heit unſres Lebens, ſehn wir ſchon, daß es lauter Variationen auf ein und dasſelbe Thema (welches der Charakter iſt) beſteht und überall der ſelbe Grundbaß ſich hören läßt. Dies kann und muß Jeder an ſich erfahren. (Kapitel 7).

---

328. Das Chriſtenthum ſagt: „Liebe Deinen Nächſten wie Dich ſelbſt“. Ich aber habe geſagt: Erkenne in Deinem Nächſten wirklich und in der That dich ſelbſt, und auch in dem Ferneren erkenne daſſelbe wieder. (Kapitel 7).

---

329. Wir haben gewacht und werden wieder wachen; das Leben iſt eine Nacht, die ein langer Traum füllt, der oft zum drückenden Alp wird. (Kapitel 9).

---

330. Wie in unſern Träumen Verſtorbene als Lebende auftreten, ohne daß ihres Todes auch nur gedacht werde: ſo wird, nachdem unſer jetziger Lebenstraum durch einen Tod geendigt, alsbald

ein neuer anheben, der nichts weiß von jenem Leben und jenem Tode.

We are such stuff as dreams are made of,
And our little life is rounded with a sleep.

(Shakespeare).

(Kapitel 9).

---

331. Ich glaube, daß wann der Tod unsre Augen schließt, wir in einem Licht stehn, von welchem unser Sonnenlicht nur der Schatten ist.

(Kapitel 9.)

---

332. Die Flamme, welche aus den Augen aller Thiere hervorleuchtet, ist eine ewige; wenngleich wir sie erkennen müssen, als das zeitliche Produkt des vergänglichen Organismus und seiner in stetem Wandel begriffenen Säfte.

(Kapitel 9.)

---

333. Kein Stäubchen, kein Atom Materie kann zu nichts werden, — und des Menschen Geist ängstigt sich damit, daß der Tod die Vernichtung seines Wesens sei! (Kapitel 9)

---

334. Der Grund des Alterns und Sterbens ist kein physischer, sondern ein metaphysischer.

(Kapitel 9.)

335. Damit der Mensch eine erhabene Gesinnung in sich erhalte, seine Gedanken vom Zeitlichen auf das Ewige richte, mit einem Wort, damit das bessre Bewußtsein in ihm rege sei; ist ihm Schmerz, Leiden und Mißlingen so nothwendig wie dem Schiffe der es beschwerende Ballast, ohne welchen es keine Tiefe ermißt, ein Spiel der Wogen und Winde keinen bestimmten Weg geht und leicht umschlägt. (Kapitel 11.)

336. Nicht nur, daß kein reines Glück, kein Zustand wirklicher, finaler und dauernder Befriedigung in der Wirklichkeit anzutreffen ist, vielmehr selbiges bloß als ein uns vorschwebendes und leitendes Ideal, oder eigentlich eine Schimäre von der Erfahrung bekundet wird; — sondern es kann und darf ein solches nicht möglich sein; denn es wäre eine vollständige Rechtfertigung

des Willens zum Leben: dieser behielte Recht, und das Aufgeben desselben wäre Thorheit.

(Kapitel 11.)

337. Wer nur geringe, schwache, leicht zu befriedigende Wünsche hat, wird immerhin befriedigt und festgehalten und kommt zu keiner Kontemplation. Nur wer gewaltig strebt muß entweder ein Welteroberer oder großer Glücksritter werden, oder untergehn, oder aber er kann, besonders wenn sein Streben durch gar nichts auf der Welt befriedigt werden kann, zur Kontemplation gelangen.

(Kapitel 11.)

338. Das Leiden ist Bedingung zur Wirksamkeit des Genius. Glaubt ihr, daß Shakespeare und Goethe gedichtet, oder Platon philosophirt und Kant die Vernunft kritisirt hätte, wenn sie in der sie umgebenden wirklichen Welt Befriedigung und Genüge gefunden hätten, und ihnen wohl darin gewesen wäre und ihre Wünsche erfüllt worden? —

Erst nachdem wir mit der wirklichen Welt in gewissem Grade entzweit und unzufrieden sind, wenden wir uns um Befriedigung an die Welt des Gedankens.

„Nur das Leiden ja hebt über dich selbst dich hinaus." (Kapitel 11.)

---

339. Der Natur liegt bloß unser Dasein, nicht unser Wohlsein am Herzen. (Kapitel 11.)

---

340. Der Selbstmord ist das Meisterstück der Maja. Wir heben die Erscheinung auf und sehn nicht, daß das Ding an sich unverändert dasteht: wie der Regenbogen feststeht, so schnell auch Tropfen auf Tropfen fällt und sein Träger wird auf einen Augenblick. Nur die Aufhebung des Willens zum Leben im Allgemeinen kann uns erlösen: die Entzweiung mit irgend einer seiner Erscheinungen läßt ihn selbst unerschüttert stehn, und so läßt das Aufheben jener Erscheinung das Erscheinen des Willens im Allgemeinen unverändert. (Kapitel 12.)

---

341. Dem Guten und Weisen ist die Seeligkeit immer nah, wie dem Thoren immer fern. Die Zeit ist nur Form der Erscheinung, das Subjekt und der Wille liegen außer ihr. Von der Zeit ist nichts zu hoffen, noch zu fürchten. Der Tod ist, sofern er ein Leiden ist, ein Antrieb zur Erlösung, nicht aber die Erlösung selbst. Nur der eigne Wille kann uns retten, oder verdammen. Grund und Folge sind nur in der Erscheinung. Der Wille aber und sein Lohn sind Eins, nämlich das Leben. Auf uns selbst sind wir, wie in allen Dingen, so auch in der Hauptangelegenheit zurückgewiesen. (Kapitel 12.)

---

342. Die Toleranz, welche man oft an großen Männern bemerkt und preiset, ist wohl immer das Kind der größten Menschenverachtung: Denn erst wenn ein großer Geist von dieser ganz durchdrungen ist, hört er auf, die Menschen für seines Gleichen zu halten und diesem entsprechende Forderungen an sie zu machen. Dann freilich

ist er gegen sie so tolerant, wie wir alle gegen die Thiere, denen wir ihre Unvernunft und Bestialität weiter nicht vorwerfen. (Kapitel 12.)

---

343. Es sage es sich Jeder unverholen, daß er eine unendliche Zeit hindurch lebt, um entweder zu leiden, oder sein ganzes Wollen aufzugeben. Ich bin was jederzeit ist, jederzeit war, und jederzeit sein wird. Und nur ich selbst kann meinen Schleier heben. (Kapitel 12.)

---

344. Was da verdient, Würde des Menschen genannt zu werden, fängt erst da an, wo er seine Natur verläugnet, z. B. nicht das Leben höher schätzt als alles Andre, nicht gradezu auf subjektive Befriedigung der Bedürfnisse, sondern auf etwas Objektives gerichtet ist und dadurch z. B. den Geschlechtstrieb verwandelt in leidenschaftliche Liebe zu einer Person, also wo es anfängt, sichtbar zu werden, daß das Ursprüngliche in ihm,

der Wille, besiegt werden kann vom Sekundären, dem Erkennen. (Kapitel 12.)

---

345. Je mehr Geist, desto bestimmtere Individualität, daher desto bestimmtere Forderungen an die dieser entsprechende Individualität des andern Geschlechts; woraus folgt, daß geistreiche Individuen sich besonders zu leidenschaftlicher Liebe eignen. (Kapitel 12.)

---

346. Was sind denn alle die tiefmelancholischen Gedichte von Byron, Petrarka u. a. Anderes, als Ausdrücke der Verneinung des Willens zum Leben? (Kapitel 12.)

---

347. Nach der Vedalehre ist nur $^1/_4$ des Brahm in der Welt inkarnirt, und $^3/_4$ bleiben frei von ihr, als seeliges Brahm. Der anschauliche Repräsentant dieser letzteren, oder eigentlicher zu reden der Verneinung des Willens zum Leben gegen die Bejahung, ist der unendliche Raum gegen die begränzte und bei aller ihrer schwindelnden

Größe unendlich kleine Welt, in der die Bejahung sich objektivirt. (Kapitel 12.)

---

348. Der Mythos von der Seelenwanderung ist so sehr der gehaltreichste, bedeutendeste, der philosophischen Wahrheit am nächsten stehende, von allen Mythen, die je ersonnen worden, daß ich ihn für das non plus ultra der mythischen Darstellung halte. Daher auch haben ihn Pythagoras und Platon verehrt und angewandt: und das Volk, bei welchem er als Volksglaube allgemein herrscht und auf das Leben entschiedenen Einfluß hat, ist eben deshalb als das mündigste anzusehn, wie es auch das älteste ist. (Kapitel 14.)

---

349. Wenn ein Gott diese Welt gemacht hat, so möchte ich nicht der Gott sein: ihr Jammer würde mir das Herz zerreissen. (Kapitel 14.)

---

350. Wenn wir eben einen großen Schmerz erfahren haben, verwundert es uns, daß die Welt

um uns herum ohne Theilnahme bleibt und ihren gewohnten Gang fortgeht.

„Die Welt, wie sie so leicht
Uns hülflos, einsam läßt und ihren Weg
Wie Sonn und Mond und andre Götter geht."

Aber noch mehr! es wird uns unerträglich, daß wir selbst sogar den mechanischen Gang des täglichen Treibens fortsetzen sollen und Tausenden unsrer eignen Handlungen der Schmerz fremd bleiben soll, der im Innern tobt. (Kapitel 20.)

---

351. Der größte Reiz des Gesprächs ist nur das Mimische, der sich zeigende Charakter, so wenig es auch sei. Sogar aber der vorzüglichste Mensch, wie wenig kann er sagen von dem, was in ihm vorgeht! Nur Begriffe sind ja mittheilbar. (Kapitel 20.)

---

352. Das Leben ist eine Sprache, in der uns eine Lehre gegeben wird. Könnte diese Lehre uns auf eine andere Weise beigebracht werden, so lebten wir nicht. (Kapitel 21.)

---

353. Erkenne die Wahrheit in Dir, erkenne Dich selbst in der Wahrheit: und siehe! im selben Augenblick wirst du die lange vergebens gesuchte, sehnsüchtig geträumte Heimath genau im Ganzen und in jedem Einzelnen zu deiner Verwunderung erkennen in dem Ort, der dich gerade dann umgiebt: dort berührt der Himmel die Erde.

(Kapitel 21.)

354. Merke dir es, liebe Seele, ein für alle Mal und sei klug. Die Menschen sind subjektiv, nicht objektiv, sondern durchaus subjektiv.

(Kapitel 21.)

355. Eine mit sich harmonirende Natur ist ein Mensch, der nichts andres sein will, als er ist, d. h. der, nach Erkenntniß seiner Stärken und Schwächen, erstere gebraucht und letztere verbirgt, nicht aber mit falscher Münze spielt, d. h. Stärke zu zeigen sucht, wo er sie nicht hat.

(Kapitel 21.)

356. Eigentlich ist nicht bloß der größte, sondern der einzig wahre geistige Schmerz Gefühl seines

Unwerths: alle andern geiſtigen Leiden können nicht nur geheilt, ſondern auf der Stelle gänzlich aufgehoben werden, durch das ſichere Bewußtſein ſeines Werthes: wer deſſen recht gewiß iſt, kann ganz gelaſſen ſitzen unter Leiden, die ihn ohne dies zur Verzweiflung bringen würden, kann ohne Freude und ohne Freunde in und auf ſich ruhen: ſo ein allmächtiger Troſt iſt lebhafte Erkenntniß des eigenen Werthes und daher jedem Gut auf der Welt vorzuziehn. Umgekehrt kann über Erkenntniß des eigenen Unwerthes nichts auf der Welt je tröſten. (Kapitel 21.)

---

357. Il faut tâcher de conserver toujours la vue des choses en grand; si vous vous arrêtez aux détails, ils vous confondront et vous aurez une vue fausse: le succès ou le contretemps du moment, et l'impression qu'ils font, ne doivent compter pour rien. (Kapitel 21.)

---

358. Wie schwer es ist, sich selbst verstehn zu lernen, deutlich zu erkennen, was man eigentlich und hauptsächlich und vor allem andern will, und was folglich für unser Glück das Erste und Wesentlichste ist; sodann was die erste Stelle nach diesem einnimmt, endlich was die zweite und dritte. Und ohne diese Erkenntniß lebt man planlos: — ein Schiffer ohne Kompaß.

(Kapitel 21.)

---

359. Eine erhabene Melancholie der Stimmung, wo man von der Werthlosigkeit aller Dinge, aller Genüsse und aller Menschen eine innige Ueberzeugung lebendig in sich trägt, und daher nichts begehrt und nach nichts verlangt, sondern das Leben als eine bloße Bürde fühlt, die bis zum Ende, das nicht fern sein kann, getragen werden muß, ist eine weit glücklichere Stimmung, als irgend ein begehrender Zustand, der den Gaukelbildern Werth beilegt und danach hascht, sei er auch noch so heiter. (Kapitel 21.)

---

360. Man gewöhnt ſich an Alles: daher iſt Gelaſſen-ſein bloß der Gewohnheit zuvorkommen: — ein großer Vortheil: nicht der Gewohnheit bedürfen. (Kapitel 21.)

---

361. Il n'y a de véritable supériorité, que celle de l'esprit et du caractère: toutes les autres sont factices, postiches, fausses, et il est bon de le leur faire sentir, quand elles essaieraient de se faire valoir vis-à-vis de la véritable. (Kapitel 21.)

---

362. Mir iſt unter den Menſchen faſt immer, wie dem Jeſus von Nazareth war, als er die Jünger aufrief, die immer alle ſchliefen. (Kapitel 22.)

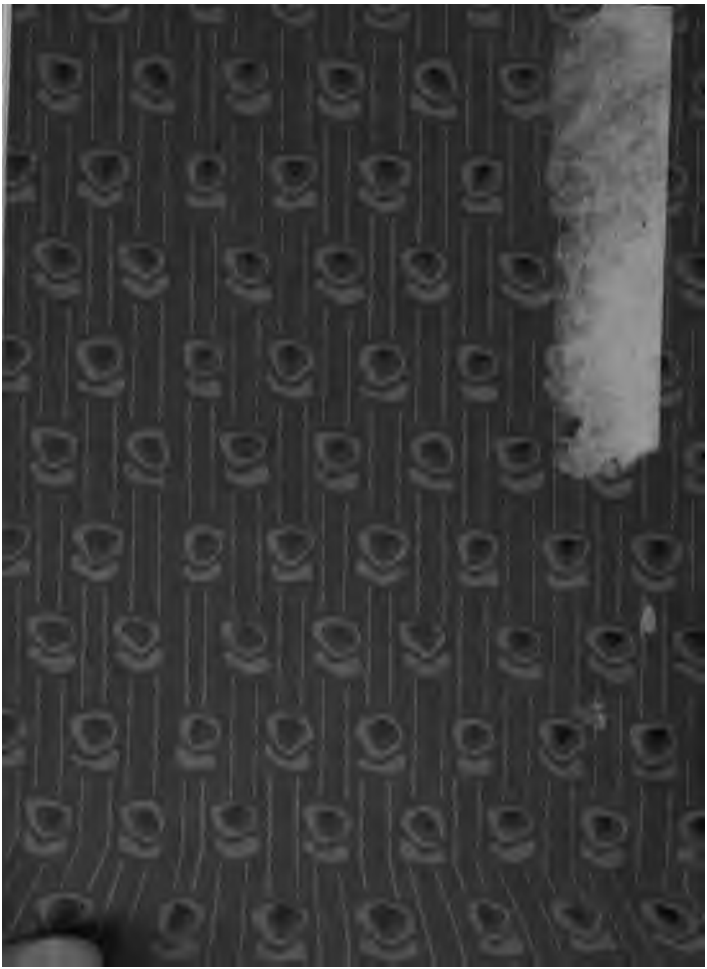
---

# Druckberichtigung.

Die Seiten-Überschriften müssen lauten auf
Seite 102 bis 103: Über den Willen in der Natur
„ 104 „ 128: Die beiden Grundprobleme der Ethik.

---

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California